

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 23. März 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 25.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.

Wef. v. 71./VL. 70.

(Fortsetzung.)

XXVIII. Dthegraven.

Der alte Nyffelmann, in Zeebes kleiner Bedientenstube durch einen Ambiss gestärkt und wieder aufgewärmt, passirte eben das an der großen Straße nach Frankfurt gelegene Dorf Podelzig, als ihm ein leichter Kaleschwagen begegnete, auf dessen Lederbank er den Freund seines Justizraths, den Conrector Dthegraven erkannte. Dthegraven ließ halten.

„Guten Tag, Nyffelmann, gut bei Weg? Was in aller Welt bringt Sie nach Podelzig?“

„Ich komme schon von Hohen-Bieh. Dienstsachen; ein Brief vom Herrn Justizrath an den Herrn von Bihewitz. Ein guter Herr; und so ist das ganze Dorf.“

„Ich will auch hin,“ sagte Dthegraven. „Trefse ich den Schulzen Kniehase?“

„Im Dorfe ist er; aber ob der Herr Conrector ihn treffen werden, ist doch unsicher. Denn ich hörte, wie der gnädige Herr nach ihm schickte, weil sie bei der alten Botenfrau, die, glaube ich, Hoppenmariefen heißt, eine Hausjuchung abhalten wollen. Es soll eine Fehlerin sein.“

„Danke schön, Nyffelmann; meinen Grufß an den Justizrath. Gott befohlen!“

Damit fuhr der Conrector in raschem Trab weiter auf Hohen-Bieh zu. Was ihm Nyffelmann gesagt hatte, kam ihm unangelegen, und wenn er zu den Leuten gehört hätte, die auf Zeichen achten, so hätte er umkehren müssen. Er war aber ohne jede Spur von Aberglauben und sah in allem, was geschah, ein unwandelbar Beschlossenes. Seinem Bekenntniß, noch mehr seiner Parteilichkeit nach streng lutherisch, ruhte doch ihm angeboren und deshalb unveräußerlich auf dem Grunde seines Herzens ein gut Stück prädestinationsgläubiger Calvinismus.

Von Podelzig war nur noch eine Stunde. Es läutete Mittag, als Dthegraven vor dem Pfarrhause hielt. Seidentopf, den er bei seiner vorgestrigten Anwesenheit in Hohen-Bieh nicht aufgesucht hatte, begrüßte ihn herzlich an der Schwelle

seiner Studirstube, die jetzt, wo die Winterjonne schien, ein besonders freundliches Ansehen hatte. Alles war verändert und die Haushälterin, die sich am zweiten Feiertage durch ihr aufgeregtes Hinundherfahren mit Schippe und Räucheressenz so bemerklich gemacht hatte, zeigte heute die vollkommenste Anthe, als sie nach dem Brauch der Hauses, ohne daß eine Aufforderung dazu ergangen wäre, ein Frühstück vor Dthegraven auf den Tisch stellte.

Beide Männer hatten auf einem kleinen Sopha, in der Nähe des Ofens, unter dem verstaubten Real der Bibliotheca theologica Platz genommen und sahen in den verschneiten Garten hinaus. Eine Eiche stand vor dem Fenster, in Sommerzeit ein wunderschöner Baum; jetzt, wo seine Zweige wie geknotete Hanfstrüppen niederhängen, ein trauriger Anblick. Aber keiner von beiden hatte ein Auge dafür, und während der Conrector, dessen Vorhaben einem guten Appetit nicht günstig war, sich mehr an ein Glas Wein als an das Frühstück hielt, erzählte der Pastor von dem, was sich seit vorgestern in Hohen-Bieh ereignet hatte, von dem Einbruch und von dem Auffinden der Strolche auf dem Rohrwerder.

„Abenteuer und Kriegszüge, als hätten wir schon den Feind im Lande,“ so schloß er.

Dthegraven, augenscheinlich in sehr untrügerischer Stimmung, brachte der Erzählung dieser Dinge nur ein geringes Interesse entgegen, das erst wuchs, als der Gesprächsgegenstand wechselte und Seidentopf von dem zweiten Feiertage, ihrem heiteren Beisammensein an jenem Abende, und vor allem von Marie zu plaudern begann.

„Sie könnten mir nichts sagen,“ unterbrach ihn Dthegraven, „das mich mehr erfreute. Denn wissen Sie, lieber Pastor, ich habe eine herzliche Neigung zu diesem schönen Kinde.“

Seidentopf erschrak, um so mehr, je höher er Dthegraven schätzte. Nie war an einen solchen Fall von ihm gedacht worden; jetzt, wo er eintrat, empfand er ihn als eine Lu-

möglichkeit. Er sagte sich endlich und fragte: „Weiß Marie davon?“

„Nein, ich habe vorgestern mit dem Schulzen gesprochen. Er hat mir geantwortet, Marie sei ein Stadtkind und gehöre in die Stadt; wenn er sie sich an der Seite eines braven Mannes, der sie liebe, denke, so lache ihm das Herz. Und eines Studirten, bald vielleicht eines Pastors Frau, das sei so recht das, was er sich immer gewünscht habe. Das Kind sei kein Angapfel, und mein Antrag sei ihm eine Ehre; aber sie müsse selber entscheiden. Ich konnte ihm nur zustimmen; und da bin ich nun, um mir diese Entscheidung zu holen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück, Dthegraven. Aber alles erwogen, paßt Marie zu Ihnen?“

Dthegraven wollte antworten; Seidentopf indessen, als er aus den ersten entgegenenden Worten heraushörte, daß sich die Antwort nur auf das „Gozelleid mit den Goldsternchen“ und alles das, was damit in Zusammenhang war, beziehen werde, unterbrach den Conrector und sagte ruhig: „Ich meine nicht das, ich meine, haben Sie bedacht, ob zwei Naturen zu einander passen, von denen die eine ganz Phantasie, die andere ganz Charakter ist?“

„Ich habe es bedacht; aber daß ich es Ihnen bekenne, mehr in Hoffnung, als in Zweifel und Befürchtung. Eine Frau von Phantasie, ein Mann von Charakter, wenn ich diese auszeichnende Eigenschaft, die Sie mir zuerkennen, ohne weiteres annehmen darf, ist gerade das, was mir als ein Ideal erscheint. Was ist die Ehe anders als Ergänzung?“

„So heißt es in Büchern und Abhandlungen, und ich kann mir Fälle denken, oder sage ich lieber, ich kenne Fälle, wo dies zutrifft. Aber wenn ich in dem Buche meiner Erfahrungen nachschlage, so ist es im großen und ganzen doch umgekehrt. Die Ehe, zum mindesten das Glück derselben, beruht nicht auf der Ergänzung, sondern auf dem gegenseitigen Verständnis. Mann und Frau müssen nicht Gegensätze, sondern Abstufungen, ihre Temperamente müssen verwandt, ihre Ideale dieselben sein. Vor allem aber, lieber Dthegraven, wir sind noch nicht bei der Ehe. Es handelt sich zunächst um den Zug des Herzens, der fast immer nach dem Gleichgearteten geht; wenigstens bei Naturen wie Mariens.“

Dthegraven lächelte. „So würde denn, theuerster Pastor, die Frage, die Sie vorhin an mich richteten, nicht haben lauten müssen, ob Marie zu mir, sondern ob ich zu ihr passe? Das erstere bin ich sicher; um mir auch über den zweiten Punkt Gewißheit zu verschaffen, dazu bin ich hier. Ich bitte, mein Fuhrwerk auf Ihrem Hofe halten lassen zu dürfen; in einer halben Stunde sehe ich Sie wieder. Sie sollen der erste sein, der erfährt, wie die Würfel über mich gefallen sind. Ein unchristlich Wort das; aber ich halte es aufrecht, weil es genau ausdrückt, was ich in diesem Augenblicke empfinde, aller Ueberezeugung zum Trost, daß es schließlich kein Würfelspiel ist, was über uns entscheidet. Wir sollten vielleicht vor solchen Widersprüchen, in die auch ein gläubig Herz gerathen kann, weniger erschrecken, als wir gewöhnlich thun; wir gewinnen dadurch für uns selbst und für andere mehr als wir verlieren. Was stark ist, ist todt.“ Sie trennten sich und Dthegraven schritt auf den Schulzenhof zu. Er fand in dem Zimmer links nur die Frau des Schulzen vor. Sie schritt ihm unter herzlichem Gruß, aber doch in einer gewissen Befangenheit entgegen, und sprach ihr Bedauern aus, daß ihr Mann abwesend sei, einer Dienstflache halber, mit der sie den Herrn Conrector nicht behelligen wolle. Am wenigsten heute, da sie wisse, weshalb er komme. Sie werde Marie rufen. Dann rückte sie ihm einen Stuhl und stieg hinauf in die Siebelftude, wo die Tochter mit allerhand kleiner Handarbeit, mit Stopfen und Nähen beschäftigt war, um nichts Unfertiges oder Unordentliches mit in das neue Jahr hinüber zu nehmen. In der resoluten Weise einer Frau, die von Vorbereiten und Ueberraschungen ersparen nicht viel hält, sagte sie hier kurz und ohne Umschweife: „Komm, Marie, Conrector Dthegraven ist unten; er hat bei dem Vater um Dich angehalten. Sage nun „ja“ oder „nein“, uns Alten ist beides recht. Wir haben keinen anderen Wunsch als Dein Glück, und Du mußt selber wissen, was Dich glücklich macht.“

Marie war heftig erschrocken, sagte sich aber und folgte der Mutter treppab. Dthegraven hatte den Stuhl, der ihm angeboten war, nicht angenommen; er stand am Fenster, mit den Fingern der rechten Hand auf den Knöcheln der linken spielend, wie jemand, der voll innerer Unruhe ist.

„Hier ist sie,“ sagte Frau Kniehase und schritt wieder auf die Thür zu.

„Bleibe, Mutter,“ bat Marie.

Frau Kniehase gab ihre Absicht auf und setzte sich an das Spinnrad. „Marie, Sie wissen, weshalb ich hier bin,“ begann Dthegraven nach einer kurzen Pause.

„Ja, die Mutter hat es mir eben gesagt.“

„Hat es Sie überrascht?“

„Wir kennen uns erst kurze Zeit.“

„Das Herz, wenn es überhaupt sprechen will, spricht schnell. Es ist jetzt ein halbes Jahr, Marie, daß ich Sie zum ersten Male sah, es war im Park, an der Stelle, wo das Konobel ist. Ich entsinne mich jedes kleinsten Umstandes.“

Marie nickte, zum Zeichen, daß auch ihr der Tag in Erinnerung geblieben sei.

„Es war ein Besuch da,“ fuhr Dthegraven fort, „der Steinhöfische Herr von Massow, der junge Herr von Burgsdorff und Dr. Faulstich aus Kirch-Görzig; Sie spielten Reifen, und ich hörte schon von fern Ihr Lachen, als ich mit dem alten Herrn von Wigewitz die große Küsternbude heraus kam. Fräulein Renate, in einem hellblauen Sommerkleid, stand Ihnen gegenüber. Als ich dann an dem Spiele theilnahm und Ihnen mit ungeübter Hand die Reifen zuwarf, gingen Sie jeden auf, ob er zu kurz oder zu weit flog. Ihre Gesichtlichkeit gleich aus, was der meinigen fehlte. Ich habe nichts davon vergessen, und als ich an jenem Abend nach Frankfurt zurückfuhr, wußte ich, daß ich Sie liebe.“

Marie schwieg; das Spinnrad surrte, man hätte eine Nadel fallen hören.

„Haben Sie mir nichts zu sagen, Marie?“

Sie schritt jetzt rasch auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte mit einer Entschlossenheit, in der das vorausgegangene Bangen nur noch leise nachklang: „Es kann nicht sein; Sie selbst haben mir die Antwort auf die Lippen gelegt, als Sie sagten, das Herz spräche schnell, wenn es überhaupt sprechen wollte.“ Dann barg sie das Gesicht in ihre Hände und rief: „Ach, bin ich undankbar?“

„Ich habe keinen Anspruch auf Ihren Dank, Marie.“

„Und doch bin ich undankbar, vielleicht nicht gegen Sie, aber gegen mein Geschick. Ich war nicht so jung, als ich in dieses Haus kam, daß ich hätte vergessen können, was ich vorher war. Und wenn ich es so vergessen hätte, so würde mich das Kreuz, das oben auf meines Vaters Grabe steht, jeden Tag daran erinnern haben. Die Art, wie mich Gott geführt, legt mir besondere Dankespflichten auf, und ich weiß nicht, ob ich diese Pflichten erfülle, wenn ich jetzt einfach sage: mein Herz spricht nicht, es sollte vielleicht sprechen; aber es schweigt. Und so muß es denn bleiben, wie es ist. Es trennt uns etwas, ein Unterschied der Naturen, den ich nicht zu nennen weiß, der aber da ist, weil ich ihn empfinde.“ Marie schwieg.

„So habe ich denn wenigstens Gewißheit empfangen,“ nahm Dthegraven das Wort, „und das Traurigste, was es gibt, hoffnungslos zu hoffen, ist mir erspart geblieben. Sie haben es verächtlich, sich hinter Halbheiten zu flüchten; ich danke Ihnen dafür. Auch dies zeigt mir, wie richtig meine Neigung wählte, richtig aber nicht glücklich. Und es ist ohne Bitterkeit, Marie, daß ich von Ihnen scheide; denn das Herz läßt sich nicht zwingen. Und ob ich es gleich wünschte, daß sich das Ihrige anders entschieden hätte, so weiß ich doch, daß es sich entschieden hat, wie es sich entscheiden mußte.“

Er reichte erst Marie, dann der Mutter die Hand und verließ das Haus, in dem ein kurzes Gespräch über sein Glück den Stab gebrochen hatte.

Eine Stunde später fuhr er wieder auf Frankfurt zu.

„Lieber Freund,“ so waren des Pastors letzte Worte gewesen, „ich beobachte das Leben nun vierzig Jahre, und immer wieder habe ich wahrgenommen, daß sich Männer Ihrer Art

zu Naturen wie Mariens unwiderstehlich hingezogen fühlen, ohne daß diese Naturen die Liebe, die ihnen entgegen getragen wird, jemals erwidern können. Den Charakter zieht es zur Phantasie, aber nicht umgekehrt."

Othegraden, indem er die Seidentopfschen Worte hin und her wog, lächelte schmerzlich.

"Es ist so; der Alte hat Recht. Und so werde ich denn lieblos durch dieses Leben gehen; denn nur die Seite des Daseins, die mir fehlt, hat Reiz für mich und zieht mich an. Und so ist mein Loos beschlossen. Trage ich es; nicht nur weil ich muß, auch weil ich will. Thue was dir geziemt. Aber ich hatte es mir schöner geträumt; auch heute noch."

Während dieses Selbstgesprächs war der Conrector in Bodeltzig eingefahren und passirte die Stelle, wo er dem alten Nyffelmann begegnet war. Er entsann sich der gehobenen Stimmung, in der er noch zu ihm gesprochen hatte, und wiederholte vor sich hin: „ja, schöner geträumt; auch heute noch!"

XXIX. Sylvester in Guse.

Der Brief, den Goppenmarielen mit dem Bemerken, „is hüt dis een mar" an Berndt überreicht hatte, war während der unmittelbar folgenden Scene vergessen worden. Erst als unsere Bergin vom Forstlager, als sei nichts vorgefallen, in alter Munterkeit vom Hof her in die Dorfstraße einbog, entsann sich Berndt des Schreibens wieder, das aus Kirch-Görzig war und die Aufschrift trug: „An Fräulein Renate von Bihewig. Hohen-Biez bei Küstrin." Er gab den Brief an Lewin, der nun den langen Korridor hinunterschritt, um ihn Renaten persönlich zu überbringen.

In dem Krankenzimmer war es hell, Renate selbst ohne Fieber, nur noch matt. Kathinka saß an ihrem Bett, während Maline seitab am Fenster stand und eine der Calvillen schälte, die sie sich am Abend vorher geweigert hatte, aus dem alten Spulsaal heranzuholen.

"Ist es erlaubt?" fragte Lewin und nahm einen Stuhl. „Ich komme nicht mit leeren Händen; hier ein Brief für Dich, Renate."

"Ach, das ist hübsch! Ich wollte, daß alle Tage Briefe kämen. Kathinka, nimm Dir das zu Herzen, und Du auch, Lewin. Ihr verwöhnten Leute habt keine Ahnung davon, was uns in unserer Einsamkeit ein Brief bedeutet."

Während dieser Worte hatte sie das Siegel erbrochen und sah nach der Unterschrift: „Doktor Faulstich." Es konnte nicht anders sein; wer außer ihm in Kirch-Görzig hätte Veranlassung haben können, an Fräulein Renate von Bihewig zu schreiben! Der Brief war übrigens vom 29., also nur einen Tag verspätet.

"Les ihn uns vor," sagte Kathinka, „so Du keine Geheimnisse mit dem Doktor hast."

"Wer weiß; ich will es aber doch wagen." Und sie las:

„Mein gnädigstes Fräulein! Ein Richterspruch, der keinen Appell gestattet, hat Sie ausserdoren, bei der am Sylvester in Schloß Guse stattfindenden Vorstellung mitzuwirken. Mehr noch, Sie werden die Festlichkeit zu eröffnen und beifolgenden Prolog zu recitiren haben, den ich, trotz des bis hierher angehängenen Directorialtones, in meiner geängstigten Dichtereitelkeit Ihrer freundlichen Beurtheilung, speziell auch der Rücksicht der beiden jungen Herren, die mich gestern durch ihren Besuch erfreuten, empfehle. Soll berechtigten Mißtrauens in unsere Kirch-Görziger Postverhältnisse, habe ich geschwankt, ob es nicht vielleicht gerathen sei, diesen Brief durch einen Expressen an Sie gelangen zu lassen; vierundzwanzig Stunden aber für eine Entfernung, die selbst mit dem Umweg über Küstrin nur anderthalb Meilen beträgt, sind reichlich bemessen, und so hege ich denn die Hoffnung, diese Zeilen sammt ihrer Einlage rechtzeitig bei Ihnen eintreffen zu sehen. Que Dieu vous prenne, vous et ma lettre dans sa garde! Mit diesem Wunsche, der sich in Form und Sprache fast mehr schon gegen Guse, als gegen Hohen-Biez verneigt, Ihr treu ergebenster Doktor Faulstich."

„Allerliebste," sagte Kathinka.

„Ich gebe Euch auch noch die Nachschrift." Und Renate las weiter: „Die Toilette, mein gnädigstes Fräulein, darf Sie nicht beunruhigen, trotzdem es niemand geringeres als Melpomene selbst ist, der ich meine Prologstrophen in den Mund gelegt

habe. In wie vielen Beziehungen auch die neun Schwestern von Klio bis auf Polyhymnia sich beschwerlich erweisen mögen, in einem Punkte sind sie bequem: in der Kostümfage. Der Faltenwurf ist alles. Ich vertraue übrigens, wenn wir eines Rathes bedürftig sein sollten, auf Demoiselle Alceste, die mit Hülfe Racines und seiner Schule seit vierzig Jahren unter den Aktrisen gelebt hat, und die Staffeln zwischen Nymphenstra und Elektra beständig auf und niedergestiegen ist."

„Ach, wie schade!" rief Maline vom Fenster her, ganz nach Art verwöhnter Dienerinnen, die sich gern ins Gespräch mischen.

„Ja, da hast Du Recht," sagte Renate, halb in wirklichem, halb in scherzhaftem Unmuth, während sie den Brief wieder zusammenlegte. „Da blüht es nun mal einen Augenblick herauf, aber nur um mir das Dunkel meiner Hohen-Bieziger Tage wieder um so fühlbarer zu machen. Verzeihe, Kathinka, daß ich undankbar Deines Besuches und der Stunden vergeße, die Du mir an meinem Bett und auch vorher schon weggeplaudert hast, aber daß ich um diese Fahrt nach Guse komme und um Demoiselle Alceste, und um meinen Prolog, das verwinde ich mein Lebtag nicht. Sage selbst: als Muse, als Melpomene; wie das schon klingt! Und von einer französischen Schauspielerin eigenhändig drapirt! Ich kann siebzig Jahre alt werden, ohne zu so was Herrlichem je wieder aufgefordert zu werden."

„Aber ist es denn unmöglich?" fragte Kathinka. „Du fährst Dich wohlter, das Fieber ist fort. Komm mit, wir steden Dich in einen Fußsack und von oben her in einen Fels."

Renate schüttelte den Kopf. „Das darf ich dem alten Leist nicht anthun. Wenn ich ihm stürbe — das verzieh' er mir all mein Lebtag nicht. Nein, ich bleibe; und Du, Kathinka, mußt die Rolle sprechen."

„Ich?"

„Ja, Du hast keine Wahl. In dem Salon unserer Tante ist, wie Du weißt, außer Dir und mir nichts von Damenstolz zu Hause, und wenn Demoiselle Alceste — ich habe die Strophen eben überflogen — nicht als ihr eigener Herold auftreten, sich ankündigen und vielleicht auch verherrlichen soll, so bleibt Dir nichts übrig, als den Prolog zu sprechen. Du hast ohnehin die Melpomenefigur. Aber ich glaube fast, Du thust es ungern."

„Nicht doch, ich mißtraue nur meinem Gedächtniß."

„O! da schaffen wir Rath," sagte Lewin. „Es sind noch zwei Stunden, bis wir ausbrechen, vor allem aber haben wir noch die Fahrt selbst; ich werde Dir unterwegs die Strophen recitiren, einmal, zweimal, und im Nachsprechen wirst Du sie lernen. Die frische Luft erleichtert ohnehin das Memoriren."

Kathinka war es zufrieden. So trennte man sich, da nicht nur die Tischglocke jeden Augenblick gekläutert werden konnte, sondern auch das Wenige, was außerdem noch an Zeit verblieb, zu Vorbereitungen nöthig war, die sich für die Labalinskischen Geschwister mehr noch auf ihre Abreise überhaupt als auf die Fahrt nach Guse bezogen. Sie hatten nämlich vor, wenn die Tante sie nicht festhielt, in derselben Nacht nach Berlin zurückzukehren.

Um vier Uhr hielt das Schlittengespann mit den Schneedenen und den rothen Federbüschen, dasselbe, das am dritten Weihnachtstages Lewin und Renaten nach Guse hinübergeführt hatte, vor der Rampe des Hauses und nach herzlichem Abschiede von Tante Schorlemmer, auch von Feeze und Maline, die sich mit ihrem Schürzenzipfel eine Thräne trocknete und immer wiederholte: „wie schön es gewesen sei" und: „solch liebes Fräulein" rüdten sich endlich die Labalinskis auf ihrer Postersbank zurecht, während Lewin den Platz auf der Breitsche nahm. Der alte Bihewig, der noch an Turgany zu schreiben und seinen Bericht über die Resultate der Haussuchung beizufügen hatte, hatte zugesagt, in einer Viertelstunde mit den Ponies zu folgen.

„Ich überhole Euch doch! Was gilt die Wette, Kathinka?"

„Du verlierst."

„Nein, ich gewinne."

Gleich darauf zogen die Pferde an, und der leichte Schlitten flog mit einer Schnelligkeit dahin, die zunächst wenigstens für die Chancen Berndts besorgt machen konnte.

Kathinka, wie am Abend vorher auf der kurzen Fahrt nach Hohen-Biez, hatte auch heute wieder die Leinen ge-

nommen, das Glockenspiel klang, und die rothen Bäche nickten. Ihr Weg ging erst tausend Schritt auf der Küstriner Straße zwischen den Pappeln hin, ehe sie nach links in die weite Schneefläche des Bruchs einbogen. Als sie die Stelle passirten, wo der Ueberfall stattgefunden hatte, zeigte Tubal scherzend nach der Waddecke hinüber und beschrieb der Schwester seinen Wettlauf über den Sturzacker hin.

„Und das alles im Ritterdienstes Hoppenmarienkens. Wer hielt je treuer zu seiner Devise: *mon coeur aux dames!*“

„Es müssen eben Zwerginnen kommen, um Euch zu ritterlichen Thaten anzuspornen. Sonst laßt ihr andere eintreten in Thaten und Gesang, und wenn es Doktor Faulstich wäre. Im übrigen ist es Zeit, Lewin, daß wir unsere Lektion beginnen. Ich weiß vorläufig nur, daß die erste Strophe mit einem Reim auf Guse abschließt; Muse, Guse. Ich glaube, die ganze Melpomeneidee wäre nie geboren worden, wenn dieser Reim nicht existirt hätte.“

Nun begann unter Lachen das Recitiren, und immer, wenn eine neue Strophe bezwungen war, salutirte Lewin, und der Knall seiner Schlittenpeitsche, dann und wann das Echo wendend, halte über die weite Schneefläche hin. So hatten sie Golzow, bald auch Langsow passirt und der Guser Kirchthurm wurde schon zwischen den Parkbäumen sichtbar, als plötzlich die Ponies, deren schwarze Mähnen von Kanneiser wie Rämme standen, ihnen zur Seite waren und der alte Bihewitz in seinem Kaleschwagen sich aufrichtend, zu Kathinka hinüber rief: „Gewonnen!“

„Nein, nein!“ Und nun begann ein Wettfahren, in dem als nächstes Object die Berie des Doktors und gleich darauf alle Gedanken an Prolog und Melpomene über Bord gingen. Auch über die Braunen, die vor den Schlitten gespannt waren, kam es wie eine ehrgeizige Regung alter Tage, aber der Vortheil ihrer größeren Schritte ging bald unter in dem Nachtheil ihrer längeren Dienstjahre, über die nur einen Augenblick lang die jugendlich machenden Schneedecken hatten täuschen können, und um ein paar Pferdelängen voraus donnerte der Kaleschwagen über die Sphingenbrücke und hielt als erster vor dem Schloß. Berndt hatte das Sprigleder schon zurückgeschlagen, sprang herab und stand rechtzeitig genug zur Seite, um Kathinka die Hand reichen und ihr beim Aussteigen aus dem Schlitten behilflich sein zu können.

„Da hast Du die gewonnene Wette,“ jagte sie, dem Alten einen herzhaften Kuß gebend, während sie zugleich zu Lewin gewandt hinzulegte: „Voilà notre ancien régime.“

Dann traten sie in die geheizte Sturzhalle, wo Diener ihnen die Mäntel und Pelze abnahmen.

In dem blauen Salon der Gräfin war heute der „weitere Birtel“, dem außer einigen unmittelbaren Nachbarn von Tempelberg, Quilitz und Friedland her, auch der Landrath und der neue Selowsche Oberpfarrer angehörten, schon seit einer halben Stunde versammelt und theilte seine Aufmerksamkeiten zwischen der Wirthin und ihrem bevorzugten Gaste, Demoiselle Alceste. Diese, wie sie zugefagt, war bereits einen Tag früher eingetroffen, und in Plaudereien, die sich bis über Mitternacht hinaus ausgedehnt hatten, war der alten Rheinsberger Tage, der Breechs, Kneesebeds und Tannenpiens, vor allem auch der prinzlichen Schauspieler, des genialen Blainville und der schönen Aurora Bursay mit herzlicher Vorliebe gedacht worden. Ueber Erwarten hinaus hatte das Wiedersehen, das nach länger als zweiundzwanzig Jahren immerhin ein Wagniß war, beide Damen befriedigt, von denen jede das Verdienst, sofort den rechten Ton getroffen zu haben, für sich in Anspruch nehmen durfte. Am meisten freilich Demoiselle Alceste; sie vereinigte in sich die Liebenswürdigkeiten ihres Standes und ihrer Nation. Sehr groß, sehr stark und sehr asthmatisch, von fast kupferfarbener Teint und in eine schwarze Seidenrobe gekleidet, die bis in die Rheinsberger Tage zurückzureichen schien, machte sie doch dies alles vergessen durch den die größte Herzengüte verathenden Ausdruck ihrer kleinen schwarzen Augen und vor allem durch ihre Geneigtheit, auf alles Heitere und Schelmische und, wenn mit Geprät vorgetragen, auf alles Zweideutige einzugehen. Was ihr anziehendes Wesen noch erhöhte, waren die Anfälle von Künstlerwürde, denen sie ausgesetzt war, Anfälle,

die — wenn sie nicht an und für sich schon einen Anflug von Komik hatten — jedenfalls in dem als Rückschlag eintretenden Moment der Selbstpersifikation zu herzlichster Erheiterung führten. Ihre geistige Regsamkeit, auch ihr Emboypoint, das keine Kälte gestattete, ließen sie jünger erscheinen als sie war, so daß sie sich, obgleich sie beim Regierungsantritt Ludwigs XVI die Phädra gespielt hatte, in weniger als einer halben Stunde der Eroberung erst Drosselsteins und dann Bammes rühmen durfte.

Von diesen Eroberungen mußte ihr, ihrem ganzen Naturell nach, die zweite die wichtigere sein. Drosselsteins hatte sie viele gesehen, Bammes keinen, und den Tagen der Liebesabenteuer auf immer entrückt, hatte sie sich längst daran gewöhnt, den Werth ihrer Eroberungen nur noch nach dem Unterhaltungsreiz, den ihr dieselben gewährten, zu bemessen. Sie war darin der Gräfin verwandt, nur mit dem Unterschied, daß diese das Aparte überhaupt liebte, während alles, was ihr gefallen sollte, durchaus den Stempel des Heitern tragen mußte. Dabei war ihr überraschender Weise auf der Bühne das Komische nie geblieben, und nur in Rollen, die sich auf Gattenmord oder dergleichen aufbauten, hatte sie wirkliche Triumphe gefeiert.

Es wurde schon der Kaffee gereicht, als die Hohen-Bieger eintraten und auf Tante Amelie zuschritten. Diese, nach herzlichster Begrüßung, erhob sich von ihrem Sophaplag, um ihren Liebling Kathinka — die kaum Zeit gefunden hatte, von Renatus' Unwohlsein und der momentan in Gefahr gerathenen Melpomenerolle zu sprechen — mit ihrem französischen Gaste bekannt zu machen.

Demoiselle Alceste brach ihr Gespräch mit Bamme ab und trat den beiden Damen entgegen.

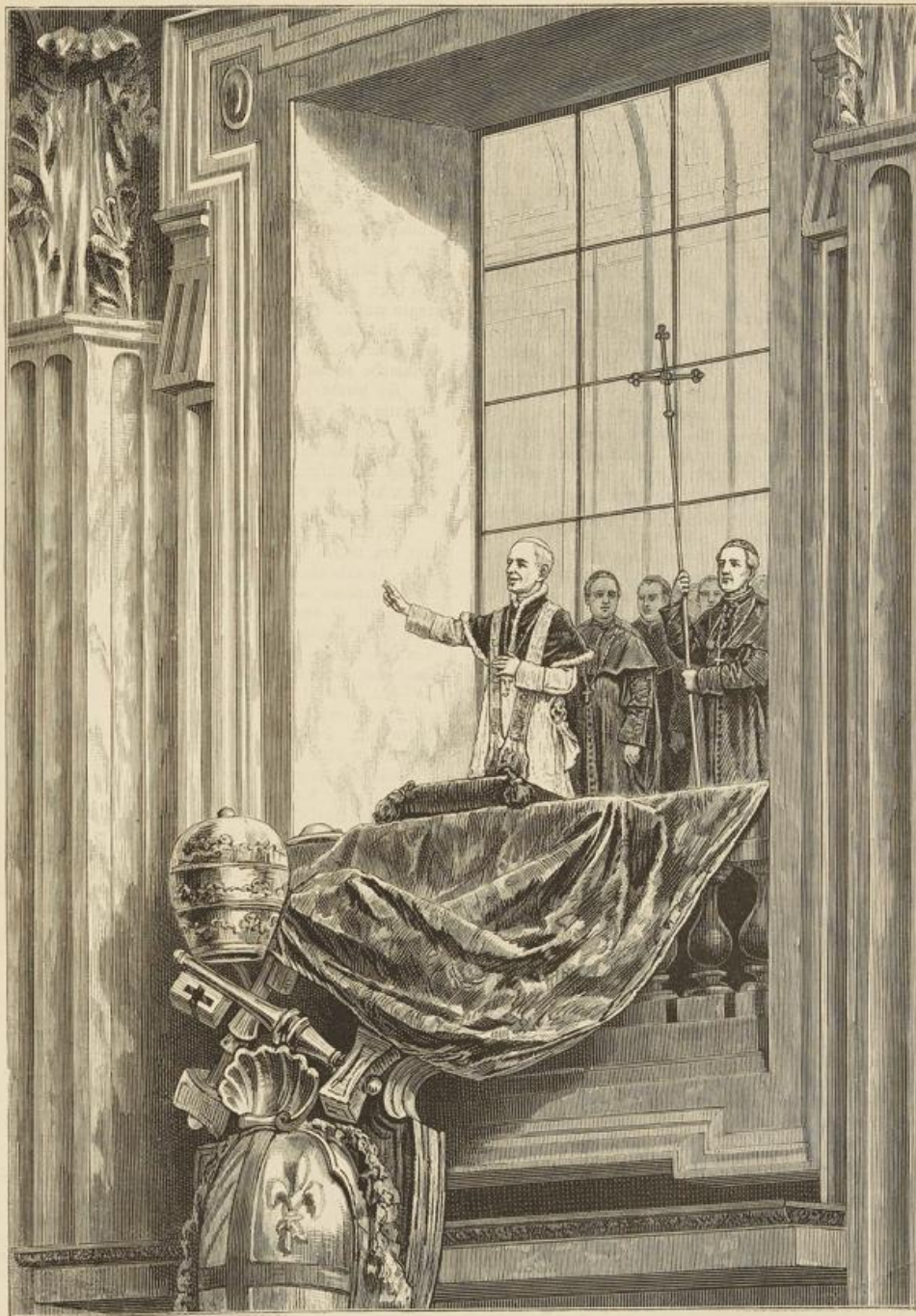
„Je suis charmée de vous voir,“ begann sie mit Lebhaftigkeit, „Madame la Comtesse, votre chère tante, m'a beaucoup parlé de vous. Vous êtes polonoise. Ah, j'aime beaucoup les Polonais. Ils sont tout-à-fait les Français du Nord. Vous savez sans doute que le Prince Henri était sur le point d'accepter la couronne de Pologne.“ (Ich bin entzückt, Sie zu sehen. Die Frau Gräfin, Ihre liebe Tante, hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie sind eine Polin. Ach, ich liebe die Polen sehr. Sie sind ganz und gar die Franzosen des Nordens. Sie wissen ohne Zweifel, daß Prinz Heinrich nahe daran war, die polnische Krone anzunehmen.)

Kathinka hatte nie davon gehört, hielt aber mit diesem Geständniß klüglich zurück, während Demoiselle Alceste das immer politischer werdende Gespräch in Ausbrüden fortsetzte, die, was Bewunderung für den Prinzen und Abneigung gegen den königlichen Bruder anging, selbst Tante Amelie kaum gewagt haben würde. Das Thema von der polnischen Krone bot die beste Gelegenheit dazu.

„Dem „grand Frédéric“,“ fuhr sie mit spöttischer Betonung seines Namens fort, „sei der Gedanke, seinen Bruder als König eines mächtigen Reiches zur Seite zu haben, einfach unerträglich gewesen. Es habe freilich, wie das immer geschähe, nicht an Versuchen gefehlt, die eigentlichen Motive mit Gründen „hoher Politik“ zu verbeden; sie aber wisse das besser, und der Reid allein habe den Ausschlag gegeben.“

Kathinka, die von dem Prinzen nichts wußte als seinen Weiberhaß, nahm aus diesem krankhaften Juge, der ihn ihr unmöglich empfehlen konnte, eine momentane Veranlassung zu Loyalität und Vertheidigung des großen Königs her, bis sie sich endlich lächelnd mit den Worten unterbrach: „Mais quelle bêtise; je suis polonoise de tout mon coeur et me voilà prête à travailler pour le roi de Prusse.“ (Aber welche Dummheit; ich bin eine Polin von ganzem Herzen, und da bin ich drauf und dran, für den König von Preußen zu arbeiten!)

Damit brach der politische Theil ihrer Unterhaltung ab und glitt zu dem friedlichen Thema der nahe bevorstehenden Theatervorstellung über. Aber auch hier kam es zu keinen vollen Einigungen. Immer wieder vergeblich wurde von Seiten Kathinkas geltend gemacht, daß sie als Prolog sprechende Melpomene ein natürliches Anrecht habe, in die Geheimnisse Dr. Faulstichs und seiner künstlerischen Hauptkraft: Demoiselle Alcestes eingeweiht zu werden. Diese blieb dabei, daß es zu



Leo XIII von der inneren Loggia in St. Peter aus den Segen ertheilend.

Nach dem Leben.

dem Anmuthigsten des Theaterlebens gehöre, die Acteurs und Actricen sich wieder unter einander überraschen zu sehen. Und solch heiteres Spiel dürfe nicht muthwillig gestört werden.

Während dieses Gespräch in der großen Fensternische geführt wurde, die den Blick in den Park und die untergehende Sonne hatte — nur ein Streifen Abendroth lag noch am Himmel — hatten sich Tubal und Lewin zur Seite der Taute niedergelassen, um über die jüngsten Hohen-Bieger Ereignisse zu berichten. Der Kreis wurde bald größer. Erst Krach und Medewig, dann der Lebuser Landrath sammt dem Selowschen Oberprediger, zuletzt auch Baron Pehlemann, der, einen Rest von Padogra misachtend, in oft erprobter Gesellschaftstreue sich eingefunden hatte, alle rückten näher, um sich von dem Einbruch der Diebe, von dem Auffinden der beiden Landstreicher auf dem Nothwerder und endlich von der Hausdurchung bei Doppennarielen erzählen zu lassen. Niemand folgte gespannter als Taute Amelie selbst, die, neben einer natürlichen Vorliebe für Einbruchsgeschichten, eine herzliche Genugthuung empfand, die von ihrem Bruder vermuteten französischen Marobeurs sich einfach in Mutschwig und Kofentreter verwandeln zu sehen. Der überlegene Charakter Berndt's war ihr zu oft unbequem, als daß ihr der Anflug von Komischem, der dadurch auf seine Pläne fiel, nicht hätte willkommen sein sollen.

Und doch waren es gerade wieder diese Pläne, die, während die Schwester im Stillen triumphirte, den Bruder auf das lebhafteste beschäftigten. In demselben Augenblicke, wo die Vorstellung Kathinkas das bis dahin zwischen Demoiselle Alice und Bammie geführte Gespräch unterbrochen hatte, hatte sich Berndt des alten Generals zu bemächtigen gewußt, und ihn bei Seite nehmend, war er nicht säumig gewesen, ihm seine bis dahin nur flüchtig angedeuteten Gedanken über Injuriektion des Landes zwischen Ober und Elbe zu entwickeln. Der Hauptpunkt blieb immer die Volksbewaffnung à tout prix, also mit dem Könige wenn möglich, ohne den König wenn nöthig. In Betreff dieses Punktes aber war Berndt gerade dem alten General gegenüber nicht ohne Sorge. Bammie gehörte nämlich jener unter dem Absolutismus großgezogenen militärischen Adels-

gruppe zu, die auf eine Kabinetsordre hin alles und jedes gethan und unter einem Lettro-de-Cachet-König so recht eigentlich erst an ihrem Plage gewesen sein würde. So kannte Berndt den General. Er überließ aber doch zweierlei: einmal seine stark ausgeprägte Heimatsliebe, die, wenn verletzt, sich jeden Augenblick bis zu dem unserm Adel ohnehin geläufigen Sage: „Wir waren vor den Hohenzollern da“ hinausschrauben konnte, dann seinen Hang zu Wagniß und Abenteuer überhaupt, der so groß war, daß ihm jede Konspiration angenehm und einschmeichelnd, und ein nach oben hin gerichteter Absehungsvorwurf, weil seltener und aparter, vielleicht noch anlockender als ein von oben her angeordneter Unterdrückungsvorwurf erschien. Ohne Grundlage und Ideale, war sein hervorstechendster Zug das Spielerbedürfniß; er lebte von Aufregungen.

Berndt, als er ihm alles entwickelt hatte, setzte ruhig hinzu: „Da haben Sie meinen Plan, Bammie. Seine Loyalität kann bestritten werden. Wir stehen ein für das Land; Gott ist mein Zeuge, auch für den König. Aber wenn wir die Waffen wider seinen Willen nehmen, so kann es uns auf Hochverrath gedeutet werden. Ich bin mir dessen bewußt, und ich spreche es aus.“

Bammie hatte während dieser letzten Worte lächelnd an seinem weißen Schnurbart gedreht: „Es ist, wie Sie sagen, Bigewiß. Aber was thut's! Wir müssen eben unsere Haut zu Markte tragen; das ist hier Landes so der Brauch. Ich weiß genau, wie sie es da oben machen, oder sagen wir lieber, wie sie es machen müssen; denn ich glaube, sie haben keine Wahl. Es wird damit beginnen, daß man uns verfeugnet, immer wieder und wieder, immer ernsthafter, immer bedrohlicher. Aber mittlerweile wird man abwarten und unser Spiel mit Aufmerksamkeit und frommen Wünschen verfolgen. Glückt es, so wird man den Gewinn: ein Land und eine Krone, ohne weiteres acceptiren und uns dadurch danken, daß man uns — verzeiht; mißglückt es, so wird man uns über die Klinge springen lassen, um sich selber zu retten. Es kann uns den Kopf kosten; aber ich für mein Theil finde den Einsatz nicht zu hoch. Ich bin der Ihre, Bigewiß.“ (Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe.

Von D. W. Gerß.

Nachdruck verboten.
Ges. u. LL. IV. 70.

1. Offene oder geschlossene Bildungsanstalten?

Sie wünschenden, geehrteste Herren, daß ich mich zunächst über die Frage ausspreche, ob offene oder geschlossene Bildungsanstalten für die deutsche Jugend der höheren Stände den Vorzug verdienen. Ihr Wunsch entspringt dem guten Glauben, diese Frage berühre das Interesse vieler Familien, in welchen Ihr Blatt heimisch ist, und dem freundlichen Vertrauen, ich sei vor manchen andern in der Lage, ein aufklärendes Wort gerade hierüber zu sagen. Darf ich annehmen, daß ich mit dem Versuch, die Frage kurz zu beantworten, irgendwie anregen oder fördern könnte, so folge ich jetzt Ihrer Aufforderung um so lieber, da schwere Leiden mich für längere Zeit meinem eigentlichen Lebensberuf, einer praktisch-pädagogischen Thätigkeit fern halten. Mitten in der Praxis finden sich zum Formuliren von Grundsätzen und Erfahrungen kaum Zeit und Neigung, in der Muße hilft diese erinnernde Thätigkeit eine oft hart empfundene Leere ausfüllen und ertragen. Aber nicht ohne Vorbehalt trete ich Ihrem Gedanken näher. Vor dem großen Leserkreise, vor dem ich hier diese Frage zu behandeln habe, wäre es übel angebracht, auf technische, geschichtliche, statistische und kritische Einzelheiten, wie sie lediglich vor Fachgenossen gehören, allzu tief eingehen.

Ueberblickt man den gegenwärtigen Zustand im Vaterlande, so tritt die zweifellose Thatsache vor uns, daß Neigung und Vertrauen der gebildeten Stände sich überwiegend den Bildungsanstalten des Staates zugekehrt haben, und die weitere, daß es zwar auch den wenig zahlreichen geschlossenen darunter keineswegs an Frequenz und Vertrauen fehlt, daß aber kein besonderer Trieb zu Neubildungen in dieser Richtung zu bestehen scheint. So war es nicht immer. Es ist eine interessante Beobachtung, daß in den drei Perioden, wo die

deutsche Pädagogik sich zu besonderer Energie und neuen schöpferischen Bahnen aufraffte, gleichzeitig der Trieb sich regt, geschlossene Anstalten zu gründen. So sind z. B. die sächsischen Fürstenschulen und die niederen Seminarien Würtenbergs Schöpfungen der Reformationszeit, die Zeit des Pietismus hat die Frankenschen Stiftungen in Halle ins Leben gerufen, denen Anstalten der Brüdergemeinde, die ja eine Tochter jenes Pietismus ist, nachfolgten; die Periode des Philanthropinismus, von Rousseau gewedt, hat jene Menge von Privatinstiuten geschaffen, die dann von der Schule Pestalozzi's und von dem aufstrebenden Geiste der Befreiungskriege mit neuem Leben erfüllt wurden. Es kann nicht bestritten, daß die Schule, von je stärkeren Impulsen sie bewegt wird, um so einseitiger darnach strebt, das Haus und seine Naturaufgabe zu verlernen. Sie strebt darnach, die Jugend ganz in ihre Hand zu bekommen und an ihr die Bildungsideale zu verwirklichen, von denen sie selbst erfüllt ist. Ja, es ist oft Bewußtsein und Methode darin, wenn die Schule dem Einfluß des Familienlebens, dem sie mißtraut, ihre Zöglinge möglichst entziehen will.

Heute ist das anders geworden. Zum Theil mag das in der Vermehrung und Hebung unserer offenen Staatsanstalten seinen Grund haben; nicht minder aber spricht die Ueberzeugung mit, daß das normalere Verhältniß in dem Hand in Hand von Haus und Schule liegt, von welchem nur besondere Nothstände oder ein besonderes Maß von Vertrauen zu bestimmten Einzelanstalten dispensiren kann.

Heute treten uns zwei Arten geschlossener Anstalten entgegen, private und staatliche. Die letzteren sind, wie schon bemerkt, meist kirchliche Stiftungen, zum Theil wesentlich für die Zwecke des Kirchendienstes entstanden, ausgestattet mit den äußeren Mitteln, dem mittellosen Talent die Studienwege zu

ebenen. Manche von ihnen, die in Städten liegen, sind zugleich offene und geschlossene Schulen, d. h. das Alumnat umfaßt nicht die ganze Schülerzahl; in den geschichtlich berühmtesten deden sich zumeist Schule und Alumnat. Es sind in ihrem Ursprung allerdings auch Wohlthätigkeitsanstalten, im Interesse des Staats- und Kirchenbedürfnisses gestiftet, aber ein anderes rein pädagogisches Motiv sprach mit: die Ueberzeugung, daß die klösterliche Abgeschlossenheit mit ihrer Sammlung und ihrer Zucht die gelindeste Lust für die Lebensentwicklung der Jugend sei. So stehen in Norddeutschland als ehrwürdige Zeugen ihrer großen Ursprungszeit die drei Fürstenschulen: Schulportia, Meisen und Grimma, so die Klosterschulen zu Hfeld und Kopsleben da; so in Süddeutschland die vier niederen Seminararien des gesegneten Schwabenlandes, die Schöpfungen des Reformators Brenz, „zu dem Dienst und Aemtern der gemeinen Christlichen Kirche“ errichtet: Maulbronn, Schönthal, Blaubeuren, Urach, durch deren Kloster Räume fast alles, was in Theologie und Philosophie dort groß wurde, seinen Weg genommen hat.

Zuerst aber ein Blick auf die Privatanstalten. Ihre Entstehung und ihre Konkurrenz mit den Staatsanstalten war an sich der guten Sache der Jugendberziehung eher förderlich als nachtheilig. Sie hätten nie aufkommen können ohne die tiefen Schäden der letzteren. Da sie traten mit einer Anklage gegen diese Gebrechen, den alten Schlandrian und die Vernachlässigung der Zeitbedürfnisse auf, mochte man nun in ihnen die Pflege des Individuellen oder leibliche Ausbildung oder Rücksicht auf die Realien oder eine verbesserte Lehrmethode oder endlich eine eifrigere Sorge für die religiöse und patriotische Entwicklung fordern. Und in Privatunternehmungen waren eine freiere Bewegung, kühnere Versuche möglicher als in Staatsanstalten, auf denen die schwere Hand von Gesetz und Tradition schützend, mitunter aber auch hemmend liegt. Welchen Reiz hat es doch für schöpferische und energische Geister, eine Schule in Lehrplan und Lehrzielen, in Erziehungsgrundsätzen und Erziehungspraxis, frei aus der eigenen höchsten Idee zu gestalten! Aber die Zeiten der ersten Liebe dauerten auch hier nicht lange. Die Privatanstalten in Deutschland sind entschieden im Abnehmen an Zahl, Wirkung, Kredit.

Eine ganz natürliche Erscheinung. Denn sie waren, so weit sie überhaupt zur Bedeutung gelangten und sich über das Niveau von Erziehungsfabriken emporhoben, meist an Namen und Perion ihres Urhebers geknüpft. Auf zwei Augen stand in der Regel ihre innere Blüte. Sie erhielten das Gepräge dieses Geistes und verkümmerten, wenn er sie verlassen hatte. Manche erlebten eine klassische Periode, wo die Macht einer großen Persönlichkeit sich unwiderstehlich dem Ganzen aufprägte und geistwiegend, charakterbildend wirkte, wie es eine gewöhnliche Anstalt kaum vermag. Aber es ist ein ephemerer Glanz. Es fehlen die Bürgschaften der Dauer, der Stabilität. Wo sind die Schöpfungen der Wajedow, Campe, Salzmann, Fellenberg u. a. überhaupt geblieben oder was ist aus ihnen geworden? Eines der namhaftesten Institute der Art in Norddeutschland hat sich aus einem Privatunternehmen in eine Staatsanstalt verwandelt. Gewiß haben die besten dieser Erziehungsanstalten mehrfach anregend auf das stöckende Leben der Staatsinstitute gewirkt, aber selbst auf der ursprünglichen Höhe haben sie sich nicht behaupten können. Ja sogar zur Zeit, wo die Schöpfer und Meister noch im frischesten Wirken standen, wie tiefe innere Mängel verriethen oft, daß einer nicht alles kann. Auch in besseren Zeiten kämpften jene Anstalten mitunter den „Kampf ums Dasein“. Abhängigkeit von Günst und Erfolg war die bedenkliche Begleiterin der Nöthigung, auch die Bedingungen der äußeren Existenz stets im Auge zu halten. Selten trugen sie ohne Fren und Schwanken ihr eigenes Gesetz frei in sich selbst, unbeeinträchtigt von dem verwirrenden Dreierreden eines vielköpfigen Publikums. Die möglichst glänzenden Schaustellungen öffentlicher Prüfungen steigerten nur das Scheinwesen. Es war glücklicher Zufall, wenn sich die Lehrkräfte zusammenfanden, mit denen geistlich zu arbeiten war. Und die besten waren meist auch die selbstbewusstesten, die schwierigsten, die nach außen gesuchtesten und darum unsichersten. Zeigt sich dieser Grundschaden schon am grünen Holze, wie ganz anders

noch am dünnen. Man blicke nur hinein in die meisten noch bestehenden Privatanstalten. Meist sind die Lehrer selbst noch Lehrlinge, Anfänger ohne sichere Hand, und die jungen Elemente werden nicht ergänzt durch gewiegte, erfahrene. Gegenwärtig ist (vielleicht mit Ausnahme der Hanfsstädte) die Konkurrenz der Staatsanstalten, an denen die tüchtige junge Kraft rasch und gut Verwendung findet, von den privaten gar nicht mehr zu ertragen. Scheinwesen und Schwindel nagen am Mart so mancher dieser Unternehmungen. Wissenschaftliche Gründlichkeit, disziplinarischer Ernst, diese beiden Grundsäulen werden oft vermisst, und können durch Gesundheitspflege und gute Nahrung, wo solche wirklich geboten wird, durch Spiel und Dressur zu äußerem Anstand, durch Papparbeiten und die Drechslerbank unmöglich ersetzt werden.

Je mehr sich das früher oft so blinde Vertrauen von den geschlossenen Privatanstalten zurückziehen scheint, um so fester scheint es sich zu behaupten jenen alten Schulgründungen gegenüber, von denen ich oben sprach. Und dies trotzdem, daß diese Anstalten an einem der Grundübel in noch höherem Grade zu leiden scheinen, als jene Privatanstalten. Mühte in diesen schon, wenn sie gewisse Dimensionen überschritten, die Rücksicht auf das Individuelle zurück, das Schablonenhafte und Kajernenmäßige hervortreten, so scheint diese Gefahr bei so ausgedehnten Anstalten, wie z. B. die alten Fürstenschulen sind, noch ungleich größer. Sie ist da, diese Gefahr, und sie wird immer wieder bekämpft, doch nie ganz überwunden werden. Neben der Ordnung der Freiheit eine Bahn zu machen, etwas von Familiemwärme hineinanzupflanzen in die rechtlich geordnete Jugendgemeinschaft; den verschiedenen Altersstufen auch in den Formen der Erholung gerecht zu werden, möglichsten Spielraum zu lassen für eine individuelle Geistes- und Charakterentwicklung, alles das sind erzieherische Gesichtspunkte, welche in diesen Anstalten immer wieder gefaßt und verfolgt werden müssen. Aus diesem Streben ist vor allem das System der Tutoren entstanden, nach welchem die Schülermasse an die einzelnen Lehrer zu besonderer Aufsicht erzieherischer und seelsorgerlicher Pflege vertheilt wird. Die Idee ist: gleichsam Familiengruppen innerhalb des Ganzen zu bilden. Freilich bleibt auch hier die Wirklichkeit hinter der Idee weit zurück. Aber in den bedeutendsten dieser Anstalten erzieht ein Faktor mit, den jene Eintagschöpfungen privater Anstalten nicht kennen: der esprit de corps, der da weiß, daß der einzelne Schüler — und wenn er der jüngste wäre — mit seinem Eintritt in die Anstalt sich anschließt an eine lange Reihe zum Theil großer Namen, die ihm das „noblesse oblige“ fort und fort zurufen. Schulportia mit seinem Klopstock, Meisen mit seinem Lessing und so vielen anderen Namen besten Klanges üben auf den Knaben schon ihren geheimen Zauber. In ihnen spricht der Genius des Oris beredter zu der jugendlichen Seele und prägt ihr etwas von edlem Stolz ein, der, wenn er auch nicht überall ein Palladium gegen das Gemeine ist, so doch irgendwelche schützende Wirkung hat. Aber freilich, das Bedenken bleibt, daß das Leben in einer solchen Anstalt bis ins Einzelne durch das Kommandowort des Gesetzes geregelt und ein gewisser Mechanismus dadurch unumgänglich wird, daß ein Alleinsein, wie es gerade sinnigeren und tieferen Naturen mitunter Bedürfnis ist, fast zur Unmöglichkeit wird in einer Gemeinschaft, wo Arbeit und Erholung, Schlaf und Essen, Gebet und Gottesdienst von allen getheilt werden, und daß dadurch die Poesie des Jugendlebens zu kurz kommt. Ganz lassen sich diese Bedenken nicht heben. Doch fehlt es nicht an Gegengewichten gegen die straffe Anspannung der ganzen Lebens- und Tagesordnung, der Zucht, der Zeiteinteilung, wie sie der jugendliche Geist, gerade je innerlicher und eigenartiger er angelegt ist, um so schwerer erträgt. Ein solches liegt in den alten Fürstenschulen z. B. in den freien Studientagen, die der eigenen Wahl geistiger Thätigkeit einen weiteren Spielraum lassen, in dem frohen Glauben, daß aus der Freiheit die Liebe geboren werde. Bei einzelnen dieser Anstalten tritt der Verkehr mit einer freien schönen Natur hinzu, dieses beste Correctiv für den Druck und Zwang notwendiger Gleichheit. So werden der schwäbischen Jugend die Berg-

kuppen der rauhen Alb oder die Gelände des Jagst, dem Ziselder die Thalgründe und Laubwälder des Südbarzes, dem Pförtner die Saalhöhen mit ihren Buchen und Reben, dem Ahraner in Meissen das anmuthige Elbthal mit seinen Seitengründen zu vertrauten Freunden, und in die enge Schulkwelt tritt freundlich das befreiende Element der reichen Gotteswelt. Und was die Hauptsache ist, von den meisten Jöglingen, die schon lange zuvor auf den Eintritt in diese Anstalten hingearbeitet haben und von ihren Einrichtungen durch andere wissen, wird die klösterliche Zucht kaum als Druck und Unnatur empfunden; sie erscheint wie selbstverständlich. Kontakt hierzu die rechte persönliche Einwirkung, wie sie von begeisterten und begeisternden Lehrern, von treuer Jugendfreundschaft ausgeht, so hat doch auch das Herz seinen Theil.

Gerade diese Anstalten sind in der Auswahl ihrer Lehrkräfte günstiger als viele andere gestellt, und noch mehr darin, daß die Lehrer unzerstreuter, ausschließlicher dem Dienst und der Arbeit der Schule gehören. Die Schüler selbst aber sind doch eine Art Elite der Jugend, ein Auszug der besten Elemente wenigstens, soweit strenge Aufnahmeprüfungen und vorsichtige Erkundigung der Antecedentien einen solchen erreichen lassen. So weiß der Württemberger Theologe von den Schrecken des „Landexamens“ zu sagen, da wo die dreißig besten aus einer doppelt und dreimal so starken Konkurrenz zur Aufnahme in die Seminarien ausgesucht werden, und die alten Fürstenschulen wissen auch von Sorgen und Seufzen vor dem erlangten Eintritt. Gleichwohl bleibt es auch unter den allergünstigsten Bedingungen — wenn Geschickte, Natur, eine persönlich fördernde Umgebung, gesteigerter Lerntrieb zusammenwirken — wahr, daß die Gemüthsentwicklung der Jugend in solchen Anstalten kaum gleichen Schritt mit der intellektuellen halten kann. Das Elternhaus, wenn es anders ein normales ist, kann eben durch nichts ersetzt werden. Mutterliebe und der sittigende Verkehr mit Schwestern und innerhalb einer edeln Geselligkeit muß als miterziehender Faktor entbehrt werden. Es fehlt das Element unmittelbarer Liebe und unbedingten Vertrauens. Ein geschlossener Schülerhaat, und wenn er aus der Elite der Jugend bestehen sollte, brütel immer auch charakteristische Untugenden aus. Der Reiz zur Uebertretung der Gesetze ist gegenüber einer strengeren Gesetlichkeit um so größer; die solidarische Bünde, in verwandten englischen Anstalten noch eine unrühmliche Ausnahme, ist ein böser Feind, gegen den auch die besten deutschen Schulen der Art immer wieder ankämpfen müssen.

Allerdings wird die Entfremdung vom Familienleben dadurch in etwas gemildert, daß jene großen Schulen, von denen ich rede, erst im reiferen Knabenalter Jöglinge aufnehmen, und daß lange Ferien wenigstens ein zeitweises Wiedereintreten in die Familie ermöglichen. Immerhin ist der Schüler, der so selten heimkehrt, dann mehr ein Gast als ein Haussohn. Auch der eifrigste Briefwechsel, so heilsam und notwendig er ist, vermag hier nur schwachen Ersatz zu geben. Es bleibt eine Lücke, die oft tief in das Leben hineinreicht.

Um so reicher freilich sind die Mittel dieser Anstalten zur Geistes- und Charakterentwicklung, soweit es auf Uebung des Geistes und auf Stärkung des Willens im Selbsthandeln und Selbstverleugnen ankommt. Es geht ein Geist männlicher Zucht durch die ganze Schulsitte, und manches Muttersehnchen hat die Macht des Glodenschlags, den unerbittlichen Ruf zur Arbeit, den Zwang des Frühaufstehens als ein heilsames und oft für die ganze Lebenszeit fortwirkendes Kommando kennen gelernt. Es ist für den Erzieher interessant genug, die Metamorphose zu beobachten, die jeder Neuling in solchen Schulstaaten allmählich erfährt, wie das Weiche sich härtet, die Unsicherheit fest wird und Selbstverleugnung zur Selbstständigkeit führt. Und noch ganz anders wirkt die Wechselerziehung der Schüler unter einander. Denn hier ist bei völliger Gemeinschaft des Lebens die Reibung und Befehdung, wie die Annäherung und Befreundung der jungen Geister eine ungleich größere als in geschlossenen Anstalten. Zunächst ist der geistige Austausch ein weit lebhafterer. Es kann die Thatsache nicht gleichgiltig sein, daß der Durchschnitt der Begabung hier ein günstigerer sein muß, die wechselseitige Anregung also — unter allen Bildungsfaktoren vielleicht der wirksamste — eine größere

ist. Auf einzelnen Schulen der Art setzt sich die Schar der Jöglinge nicht aus einer Provinz zusammen, sondern alle Gauen des Vaterlandes stellen ihr Kontingent, und eine bunte Mischung der Stände versteht sich ohnehin von selbst. Diese große Mannigfaltigkeit, dienend doch einem Zwecke — darin liegt an sich schon die Bärigkeit einer reichen Lebensentfaltung. Freilich erzeugt dieser Zustand, wo begabte junge Geister, bewegt von den verschiedensten Lebensbeindrücken, im engen Raum auf einander stoßen, auch mancherlei Mißbildungen und Verschrobenheiten, die den Erzieher bekümmern, mitunter erschrecken können. Unverdaulicher Darwinismus, Materialismus, Hartmanns Philosophie des Unbewußten, Straußischer Nihilismus u. dal. moderner Niederschlag spuken ab und zu in erregten und unreifen Köpfen, und der Lehrer ist nicht immer in der Lage, berichtigend und zurechtweisend eingreifen zu können. Auf religiösem Gebiet erweisen sich kirchliche Ordnungen, so unentbehrlich und wesentlich sie sind, als solche durchaus unzureichend, ja sie können bedenklich werden und eine ganz gegenwärtige erfahrende Wirkung üben, wenn sie nicht durch persönliche Kräfte immer wieder im lebendigen Fluß erhalten werden. Hier, in den heiligsten Lebensbeziehungen würde der Glaube an die zukünftige Macht der Sitte und der Tradition eitel Aberglauben sein; die Jugend vor allem will in Lehre und Leben vorbildliche Persönlichkeiten. Aber auch die sittlichen Wechselwirkungen greifen hier weiter, dringen tiefer, die vorbildlichen wie die verführerischen. Denn auch eine Verführung durch die schlimmen Elemente ist hier natürlich eine ungleich leichtere, und es wird darum stets Aufgabe solcher Anstalten sein, das sittlich Anstehende mit unanschätzblicher Strenge herauszuschneiden. Was hier nach außen manchmal als Härte erscheint, ist nur das Gebot einfacher Nothwehr und geschieht zur Selbsterhaltung des Ganzen.

Jene alten geschlossenen Anstalten stehen gewissermaßen in der Mitte privater Erziehungshäuser und offener Gymnasien. Mit diesen haben sie im ganzen den Lehrplan und die Bildungsziele, mit jenen die erzieherischen Zwecke gemein. Auf die erstere Verwandtschaft einzugehen, hat hier kein unmittelbares Interesse, aber den Privatanstalten gegenüber ist zu betonen, daß hier nie die Versuchung gewaltet hat, die Arbeit in ein Spiel zu verwandeln; daß mit der Erziehung zur Arbeit, dieser großen Mitgift ins Leben, hier stets Ernst gemacht wurde — ein Streben, das die Charaktere mindestens eben so bildet wie die Geister. Ja auch vor den besten offenen Schulen haben jene ehrwürdigen Anstalten, so vieles sie von ihrem ursprünglichen Charakter kräftiger Einseitigkeit verloren haben, das voraus, daß hier mehr denn anderswo das Wissen in ein Können verwandelt wird. Nicht an letzter Stelle trägt hierzu das System der Repetitionsstunden bei, in welchen die älteren Schüler zu Lehrern der jüngeren werden — ein Verhältnis, welches beide Theile so wesentlich fördert und um die verschiedenen Altersstufen ein Band schlingt, das oft über das Interesse des Lehrens und Lernens weit hinausreicht. Ja, man kann sagen, daß eine relative Beheiligung der erwachsenen Schüler an der (geistigen und sittlichen) Autorität, trotz aller Bedenken, vornehmlich dazu wirkt, dem Ganzen Halt und Geschlossenheit zu geben. Der Neuling weiß mitten im Gehorchen und Eingewöhnen, daß er in diesem wohlgegliederten Organismus auch einmal die Stufen ersteigen wird, auf denen er keine Vordermänner sieht.

Läßt man allein die Anhänglichkeit im späteren Leben als den Prüfstein für die Güte einer Jugendbildungsstätte gelten, so sprechen solche Zeugen mit lauter Stimme für diese Anstalten. Die Pietät, z. B. der alten Fürstenschüler ist fast sprichwörtlich geworden. Gewiß liegt der tiefste Grund dieser erquicklichen Erscheinung in dem Zauber eines so vollen und festen Gemeinschaftslebens, das die verschiedensten Jahre der Knaben- und Jünglingszeit ganz erfüllt und bestimmt. Diese Jugendwelt fühlt sich nach innen freier, nach außen abgegeschlossen. Formen, feierlicher als anderswo, umgeben und schmücken diese Gemeinschaft, die solenne Verpflichtung bei der Aufnahme, die Schul- und Stiftungsfeiern, die Formen der Vereidung und Censur, der Abiturientenentlassung und endlich die des Cece, des Erinnerungsfestes an die abgechiedenen älteren Jöglinge, dessen ernste Feier kein jugendlicher Zeuge leicht vergißt. Und wie

im Ernst feierlicher Formen, so prägt sich der Charakter enger Geschlossenheit auch im leichten Humor der Jugend aus, der nirgends fröhlicher blüht als hinter den alten Klostermauern, der sich namentlich in einem herkömmlichen Jargon einer Terminologie kundgibt, die nur der Eingeweihte versteht. Die Außenwelt bringt der neuen Eindrücke weniger, so muß sich der erfindereiche Witz an der Innenwelt üben.

Alle diese Einwirkungen, die neue Sitte und Nacht, die rastlose Arbeit, die frische Erholung, die Jugendfreundschaften, der Stolz der Zugehörigkeit zu einem solchen Ganzen, der zu erlernende und zu übende *modus vivendi* bringen bald eine merkwürdige Umwandlung in den jungen Geistern hervor. Gleichgiltig kann keiner diesem neuen Leben gegenüber bleiben. Es ist ein zweckvolles, angespanntes, stählendes Leben, das sich scharf auf ein hohes Ziel richtet und den einzelnen zwingt, sich seiner Wirkung hinzugeben oder andere Wege zu suchen.

Nehme ich aus allen diesen Vorderjahren, denen eben so viele Selbsterfahrungen zu Grunde liegen, aus Licht und Schatten den Schluß, so stellt sich das Endurtheil doch so: Wesigen Eltern in ihrem Wohnort eine wohlgeordnete höhere Bildungsanstalt, und sind sie, wie es ein normales Familienleben soll, in der Lage, die Ueberwachung ihrer Söhne selbst in der Hand zu halten, so ist in erster Linie dieser Weg für Erziehung und Bildung zu empfehlen, weil auf diesem das Gleichgewicht der leiblichen, seelischen und geistigen Kräfte am besten gewahrt scheint, ja weil es der Weg der Natur selbst ist. Ist das Familienleben nichts zufälliges und entbehrliches, sondern etwas primitives, unersehliches, so ist es das richtige, seine Einwirkungen in den Jahren der Unselbständigkeit den Söhnen so lange als möglich zu erhalten. Selbst wenn jene geschlossenen Anstalten für die wissenschaftliche Auszubildung größere Bürgschaften böten, die Einbuße an dem Segen des Familienlebens würde auch durch diesen Vortheil nicht aufgewogen. Treffen aber diese Vorbedingungen nicht oder nur halb zu, so ist es unbedingt rätlicher, heranwachsende Söhne, wenn das möglich ist, einer jener großen geschlossenen Anstalten anzuvertrauen, als sie einer offenen Anstalt am fremden Orte mit dem Zufall einer beliebigen Unterbringung zu übergeben. Denn überall sind gedeihliche häusliche Verhältnisse die Vorbedingung für ein gedeihliches Schulleben. Nur unter einem Vorbehalt ist dies gesagt, dem nämlich, daß sich eine Unter-
kunft fände, die wirklich ein Erbgut des Hauses sein könnte. Aber wo finden sich solche, und wie oft täuscht da der Schein!

Gewisse individuelle Eigenschaften aber fordert der Eintritt in jene Anstalten, denn auch hier heißt es: „Eines schickt sich nicht für alle.“ Ein nicht gewöhnliches Maß von Geistes- und Willensanlage, ein innerer Beruf zu wissenschaftlichen Studien, auch wenn dieselben später ins praktische Leben ausmünden, ist unumgänglich. Mangel an Energie nach diesen beiden Seiten ist der Anspannung, wie sie dort verlangt wird, nicht gewachsen. Aber auch für kontemplative und poetisch angelegte, zarte und sinnige Geister eignen sich jene Schulzustände weniger, und wenn so geartete Knaben und Jünglinge durch den Zwang der Verhältnisse doch in dieselben verpflanzt werden, so wird in der Regel von der ursprünglichen Eigenart das Beste verwischt. Für robustere Naturen aber sind diese Anstalten Ayle, wo in der Stille die Thatkraft früh reift, ein lebender Protest gegen die erschlaffenden Einwirkungen städtischer Umgebung.

Nach allem dürfen wir uns freuen, daß dem deutschen Leben diese ehrwürdigen Reliquien einer großen Vergangenheit geblieben sind. Sie haben, dem berechtigten Zeitbedürfnis unvergeschlossen, durch ihr zähes Leben selbst den besten Beweis für die Gesundheit ihrer Grundlagen gegeben. Ringsum ein Entsetzen und Vergehen neuer Versuche; sie sind geblieben und blühen bis auf diesen Tag. Trotzdem wird niemand von vorn-

herein sagen dürfen, daß man eben darum ähnliche Anstalten neu ins Leben rufen solle. Nicht immer verdient das, was der Erhaltung werth ist, auch Nachahmung und Vervielfältigung. Ja gerade solche Bauwerke, an denen die Jahrhunderte gearbeitet haben, sind unnachahmlich und lassen sich nicht improvisiren. Aber ein Bedürfnis für eine Vermehrung scheint mir deshalb vorzuliegen, weil die beträchtliche Zahl der Studienaspiranten vom Lande, aus kleinen Städten — und es sind dies oft die berufensten Elemente — unmöglich alle in den wenigen geschlossenen Anstalten Unterkunft finden können, eine Erweiterung dieser Anstalten aber aus pädagogischen Gründen vom Uebel ist. Können also an die offenen Gymnasien der Städte nicht völlig zuverlässige Alumnate angeschlossen werden, so wäre nichts willkommener, als wenn z. B. jede Provinz Preußens wenigstens eine geschlossene, ländlich gelegene Anstalt von mäßigem Umfange erhielt, wesentlich oder ausschließlich als Vorbereitungsanstalt für die Universitätsstudien. Lebten wir in einer pädagogisch schöpferischen Periode (wie wir dies ganz gewiß nicht thun), so wäre es vielleicht an der Zeit, über ein Problem nachzudenken, wie man in neuzugründenden Erziehungshäusern und Bildungsanstalten innerhalb der Massengemeinschaft das Bedürfnis individueller Erziehung und familiärer Befriedigung besser pflegen könne. Und es wäre hier die Aufmerksamkeit auf das System der großen englischen Schulen hinzulenken, in denen die Schülermasse in die einzelnen Lehrhäuser, gleichsam wie Familien im Staate, vertheilt werden. Allerdings würde das nur der Form nach ein Vorbild sein können, und die ganze Einrichtung müßte erst „ins Deutsche übersezt“, d. h. mit deutschem Geist und Gemüth durchdrungen werden. Denn es fehlt viel, daß die großen englischen Schulen bei ihrer Ueberfrequenz in Wahrheit ein auch nur annäherndes Abbild des Familienlebens darstellen könnten. Darum könnte auf deutschem Boden nur in geschlossenen Schulen mit festbegrenzter niedriger Frequenz jenes englische System seinen wahren und der Idee nach beabsichtigten Segen bringen. Aber, wie gesagt, solche Pläne werden noch lange fromme Wünsche bleiben. Das Bedürfnis gymnastischer Bildung namentlich ist in Deutschland gegenwärtig gedeckt durch die Vermehrungen und Verbesserungen während der letzten Jahrzehnte, und was die Mängel der Unterbringung betrifft, so behilft man sich, wie es eben geht. Aber es fehlt neben den erforderlichen Geldmitteln auch auf diesem Gebiet an dem produktiven Trieb, an der nachhaltigen Idealität und Begeisterung, den solche Einrichtungen in weiteren Lehrkreisen voraussehen müßten. So gilt es auch hier auf den rechten Moment zu warten und im Blick auf das Vorhandene auch hier dem Dichter beizustimmen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten!“

Die heutigen Gymnasien brauchen sich angesichts der gestellten Bildungsaufgaben trotz aller Verbesserungs-fähigkeit nicht zu schämen. Sie besitzen im ganzen das Vertrauen der Nation bis hinauf zu den Fürstenthümern, die ihre Söhne ihnen anzuvertrauen beginnen. Aber sie vermögen nicht alles. Hausrecht und Hauspflicht weisen in Familien darauf hin, das gottgegebene Amt der Erziehung nicht anzugeben, sondern es Hand in Hand mit der Schule in weiser Theilung der Arbeit als die ursprünglichste ihrer Aufgaben trenn zu üben. Wenn in den höheren Ständen Englands die geschlossene Anstalt als die muster-giltige Erziehungsform bevorzugt wird, so erinnert diese Einseitigkeit zugleich an die durchgreifende Macht des Familien-geistes, der dort kirchlich und politisch auch in der Ferne wirksam und bestimmend bleibt. Man vertraut auf diese sittliche Macht und darf darauf vertrauen. Dem dürfte bei uns nicht so sein. Aber dort fehlt auch ein Zug, ein Charakterzug, den wir hier nicht missen wollen, Gott sei Dank ein nationaler Zug, das deutsche Gemüth, das auch seine Pflege und Entfaltung verlangt.

Die Schüllinge.

Eine Episode aus Nietzsche's Jugendleben von Moritz von Reichensbach.

II.

Es war gegen Mittag des anderen Tages, als Nietzsche die vier Treppen eines Hinterhauses der Wilsdruffer Straße

in Dresden emporstieg, um in seine Wohnung zu gelangen, welche wie ein Schwalbennest unmittelbar unter dem Dach lag. Er theilte das kleine Zimmer, welches er hier inne hatte,

mit noch zwei anderen jungen Künstlern, Georg und Schilde, diese waren aber augenblicklich nicht anwesend, und nur das freundliche rundgelbe Gesicht seiner alten Wirthin empfing ihn in der Thür.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Rietschel,“ rief sie ihm entgegen, „ich habe Sie schon sehr erwartet, denn ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen.“

„Was gibt es denn, Frau Malchen?“ frug er, in das Zimmer tretend, in welches ihm die Alte sogleich folgte.

„Es ist eigentlich sonderbar, daß ich gerade mit Ihnen mich besprechen will, da Sie doch noch so ein junger Herr sind,“ sagte sie, „aber sehen Sie, von Ihnen habe ich noch nie etwas schlechtes gesehen oder gehört, und ich habe gleich gedacht: Du mußt mit dem Herrn Rietschel darüber sprechen und erst hören, was der meint.“

„Das freut mich, daß Sie so gutes Vertrauen zu mir haben, Frau Malchen, aber um was handelt es sich denn?“

Die Alte zog einen Brief aus der Tasche und glättete ihn über dem Knie.

„Ach sehen Sie, ich habe doch meinen Sohn, den Schulmeister, der ist sein Lebtag so ein braver Kerl gewesen wie mir einer, aber zu einer guten Stelle hat er es nie gebracht. Und nun hat er vier Kinder, und seine Aelteste, die Dörte, ist jetzt 16 Jahre alt geworden und soll ein sauberes geschicktes Mädchen sein. Aber ihre Mutter ist noch gut bei Wege, und das Mädchen ist ihnen überflüssig im Hause. Nun wollen sie es zu mir geben, daß sie nähen und stricken lernen soll, um einmal ihren Unterhalt zu verdienen. Ich habe aber immer nichts davon wissen wollen, denn sehen Sie, meine Miether kann ich deshalb nicht aufgeben, und so ein junges Mädel und die jungen Herren Künstler in so einer engen Wohnung zusammen, wo man sich kaum ausweichen kann, na, das thut niemals gut. Jetzt schreiben sie mir aber, ich müßte die Dörte nehmen, wenn ich ein Herz in der Brust hätte. Sie wäre ein gutes braves Kind, aber fort von Hause müßte sie. Sie würden mir alles einmal mündlich erzählen, schreiben ließe sich das nicht so, aber ich möchte mich nur erbarmen und das Kind zu mir kommen lassen. Was soll ich nun thun, Herr Rietschel? Wenn Sie mir alle versprechen wollten, dem Kinde aus dem Wege zu gehen, glauben Sie nicht, daß es dann gehen würde?“

Sie blickte fragend zu Rietschel hinüber. Dieser sah ganz ernst und nachdenklich aus, denn er war viel zu gewissenhaft, um einer flüchtigen Meinung sogleich nachzugeben. Endlich aber sagte er doch: „Für meine Freunde glaube ich einstehen zu können, Frau Malchen, und diejenigen unter meinen Kameraden, welche ich nicht genügend kenne oder die mir nicht zuverlässig scheinen, die werden wir von unserer Wohnung fern halten. Lassen Sie Ihre Enkeltochter getroßt kommen.“

„Nun, wenn Sie meinen, Herr Rietschel, dann will ich gleich heute noch schreiben.“

Draußen hörte man die Schritte von Rietschels Stubenkameraden. Er ging ihnen entgegen, um sofort die versprochene Berabredung mit ihnen zu treffen. Sie gingen bereitwilligst darauf ein, mit Hand und Mund zu versprechen, eine Art von Pflegevaterschaft über den neuen Schützling zu übernehmen.

Die Schützlinge schienen förmlich aus der Erde zu wachsen, und während Thäter mit Friedrich umherlief, um eine Wohnung für ihn zu finden und ihn seinen eigenen Gönnern vorzustellen, saß Rietschel mit den beiden Freunden in dem Mansardenstübchen der Wilsdruffer Straße und sekte förmliche Vertragsartikel im Interesse des zu erwartenden neuen Schützlings auf.

Da stand auf einem großen weißen Bogen zu lesen, daß die Unterzeichneten sich verpflichteten, die erwartete Jungfer Dörte ganz wie eine Schwester zu betrachten. Freundlich und höflich wolle man gegen sie sein, aber strengstens alle Galanterien vermeiden, niemals schäkern, sondern immer nur ernst und gemessen mit ihr reden und alles von ihr fern zu halten suchen, was ihr Gemüth oder ihr Herz verwirren oder erregen könnte. Dieses wunderliche Dokument wurde von allen Dreien unterschrieben, und als sich am Abend Rietschels nähere Freunde,

wie dies öfter geschah, in dem Mansardenstübchen zu gemeinschaftlicher Lektüre klassischer Dichtungen zusammenfanden, da wurde ihnen auch sogleich der Schützlingsvertrag vorgelegt. Befriedigt überlas Rietschel die Unterschriften. „Ich werde das Dokument noch liegen lassen, bis Friedrich kommt, der muß auch seinen Namen darunter schreiben,“ sagte er.

Thäter zog die Augenbrauen zusammen, wie er immer that, wenn er mit etwas nicht ganz einverstanden war.

„Friedrich,“ sagte er, „ist uns denn doch noch etwas fremd. Er hat mir zwar heute bei den Vorstellungen und überhaupt bei allem, was er that und sagte, ziemlich gefallen, aber wie er über die Frauen denkt, das kann man doch noch nicht wissen, und wenn wir uns einmal mit diesem neuen Schützling einlassen wollen, was ich übrigens im ganzen für einen ziemlichen Unfinn halte, so müssen wir auch gründlich sein und einen Menschen, den wir noch so wenig kennen, auch nicht gleich ins Vertrauen ziehen.“

Rietschel drehte den Vertrag nachdenklich in den Händen herum. „So Unrecht hast Du eigentlich nicht,“ sagte er, „denn wenn dieser Friedrich auch seiner ostroyirten Braut davon-gelaufen ist, so kann man doch nicht wissen, wie er sich anderen Weibern gegenüber benehmen würde.“

„Nein, gar nichts können wir über diesen Punkt wissen, also pade Deinen Vertrag ein und laß uns erst näher bekannt mit ihm werden, ehe wir ihm etwas von dem Mädchen sagen.“

„Halt, ehe Du den Vertrag einpackst, möchte ich noch einen Vorschlag machen,“ rief Georg. „Der Name Dörte will mir für unseren Schützling nicht gefallen. Dörte, Dörte, das klingt so respektwidrig, so, als könnte man den Namen immer nur scherzend oder scheltend nennen. Da macht man so leicht Dörtschen oder Dörtelchen daraus, der Name hat sogar keinen erusten Klang. Wollen wir sie nicht lieber Dora nennen?“

„Gut,“ sagte Rietschel, „außerdem ist das auch hübscher und klangvoller, also nennen wir sie Dora, wenn die Großmutter einverstanden ist.“

Frau Malchen hatte gegen diese Aenderung nichts einzuwenden und nahm freudig und dankend den sauber geschriebenen Vertrag in Empfang. Nach Erledigung dieses Zwischenalles ging man an die Lektüre Shalepeares.

Friedrich Müller kam etwas spät in der Begleitung des jungen Malers, welcher ihn als Stubengenossen aufgenommen hatte. Er war erfüllt von den Erlebnissen des Tages. Professor Seifert hatte ihm die Aufnahme in die Akademie in Aussicht gestellt, und er erklärte, daß er gleich morgen zu Hause anfangen würde Zeichenstudien zu machen, um ja keine Zeit zu verlieren. Er sagte das alles mit einer fast nervösen Hast, und es schien ihm sichtlich Ueberwindung zu kosten, daß er ruhig sitzen und zuhören mußte, als man endlich die Lektüre wieder begann. Seine Augen hingen an dem Vorleser, aber mit einem Ausbruch, der es zweifelhaft erscheinen ließ, ob er das Gelesene auch hörte und verstand, und als er um seine Meinung in Betreff der äußeren Erscheinung der Julia gefragt wurde, erklärte er im Widerspruch mit allen anderen sofort, daß er sich dieselbe nur blond und blauäugig vorstellen könne. Ueberhaupt machte er einige so sonderbare Aeußerungen in Betreff der Liebe im allgemeinen und blonder Frauen insbesondere, daß Rietschel und Thäter wieder einen stummen Blick des Einverständnisses wechselten, welcher in Worte übersezt, ungefähr gelautet hätte: „Dieser Friedrich scheint ja allerlei Erfahrungen gemacht zu haben, und wir thaten sehr weise daran, daß wir ihm nichts von Jungfer Dora sagten. Vollends, wenn sie blond sein sollte, so wollen wir diesen Don Juan in einiger Entfernung zu halten suchen.“

III.

Einige Wochen waren seit der Unterzeichnung des Schützlingsvertrages vergangen, aber die Paragraphen desselben hatten noch nicht in Kraft treten können, da Jungfer Doras Mutter erkrankt war und die Abreise der Tochter in Folge dessen auf unbestimmte Zeit hatte hinausgeschoben werden müssen.

Inzwischen hatten die Freunde Zeit und Ursache, über ihren Schützling Friedrich nachzudenken. Derselbe arbeitete

mit großem Fleiß, aber es bedurfte nicht langer Zeit, um die Freunde darüber aufzuklären, daß eben nur der Fleiß, aber nicht das Genie seine Hand leitete. Sie gestanden es sich gegenseitig noch nicht ein, aber Nietschel sowohl als Thäter waren schmerzlich enttäuscht über diese Entdeckung.

Eines Tages saßen sie allein zusammen bei ihrer Arbeit. Sie hatten Erlaubniß erhalten, sich im Gypsaal der Akademie über Mittag, wenn die andern nach Hause gingen, einschließen zu lassen, um ungestört bei der Arbeit bleiben zu können. An solchen Tagen bestand ihr Diner in einem Stück Brot und etwas Obst, und sie blieben dann gewöhnlich bis zur Dämmerstunde beisammen. Auch heute hatten sie diese Erlaubniß benützt und eine Weile schweigend neben einander gegessen.

Endlich sagte Nietschel, dessen Gedanken sich schon den ganzen Tag mit Friedrich beschäftigt hatten:

„Wir haben Unglück mit unsern Schülern, die Dora bleibt ganz aus, wie es scheint, und Friedrich —“

Er stockte. Thäter blickte schnell auf.

„Und Friedrich?“ wiederholte er. „Was meinst Du?“

„Du, ich weiß nicht, aber ich glaube, ich fürchte —“

„So hast Du es auch gemerkt? Er hat kein Talent, nicht wahr?“

„Nein, ich glaube es wenigstens nicht, und Du bestätigst meine Ansicht?“

„Ja, entschieden. Ich bin dem Burschen herzlich zugethan, und habe allen Respekt vor seinem Fleiß; aber ich begreife eigentlich gar nicht, warum er durchaus Künstler werden will, da seine Eltern so entschieden dagegen sind.“

„Ich glaube, seine Eltern sind selbst schuld daran, daß er sich das Künstlerwerden so fest in den Kopf gesetzt hat,“ meinte Nietschel. „Er hat mir einmal erzählt, daß er der einzige Sohn seiner Eltern und als solcher von früh an als Wunderkind betrachtet worden sei. Da haben sie wahrscheinlich auch seine ersten Zeichenstriche gleich als Meisterwerke angeschrien und ihm so den Glauben an sein Talent selbst beigebracht, der sie nun wahrscheinlich unglücklich macht und der ihm, fürchte ich, auch keine Freunde bringen wird.“

„Ja, es geschähe wahrscheinlich Friedrich und seinen Eltern der größte Gefallen, wenn dem armen Kerl jemand die Augen öffnen wollte,“ fing Thäter nach einer kleinen Pause wieder an.

„Ja, etwas ähnliches habe ich auch schon gedacht. Könntest Du nicht einmal mit ihm sprechen, Julius?“

„Ich? Nein, Ernst, ich mit meiner poltrigen Art würde ihn zu sehr verletzen. Ich würde diese kindliche Sache nicht zart genug anfangen, Du bist viel geeigneter zu solch einer Unterredung, glaube mir.“

„Aber Du bist der ältere, auf Dein Urtheil muß er mehr geben als auf das meine.“

Nach dieser gegenseitigen Versicherung schwiegen beide und beschäftigten sich eifrig mit ihrer Arbeit. Endlich sagte Nietschel: „Am Ende sehen wir die Sache doch nicht richtig an. Es wäre doch möglich, daß er es mit seinem Fleiß zu Erfolgen brächte, die ihn befriedigten.“

Thäter schüttelte den Kopf.

„Ich ärgere mich über uns beide,“ sagte er, „denn wir lassen ihn in ein wirkliches Unglück hinein rennen, blos weil wir uns fürchten, ihn jetzt einen Schmerz zu bereiten, den er doch am Ende wieder überwinden würde. Mit seiner Arbeitskraft und seinem Fleiße kann er in jedem andern Fach etwas Tüchtiges leisten; aber die Kunst läßt sich einmal nicht erzwingen.“

„Necht hast Du schon, und einer von uns wird es ihm doch zuletzt sagen müssen,“ meinte Nietschel. Dann sprang er plötzlich auf und schob seine Arbeit von sich.

„Weißt Du, wir wollen loosen, wer den Auftrag übernehmen soll,“ rief er.

Thäter schwieg, was Nietschel für eine Zustimmung hielt. Das Loos entschied für Thäter.

Die übrigen Arbeitsstunden dieses Tages verliefen ziemlich schweigend, und als es endlich anfang dämmrig zu werden, drückte Thäter seinem Freunde mit einem Seufzer die Hand und sagte: „Wenn es denn sein muß, so will ich nur auch gleich hingehen.“

„Der arme Junge, er wird sehr unglücklich sein, aber es ist wirklich zu seinem Besten,“ meinte Nietschel.

Die Freunde stiegen zusammen die Treppe hinauf. Dann drückten sie sich nochmals die Hand und entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen.

Nietschel hatte noch bei einem Bekannten in der Wildstruffer Straße eine Bestellung zu machen. Er trat in das Haus und wollte eben die Treppe emporsteigen, als er auf dem untersten Absatz derselben eine zusammengefauerte weibliche Gestalt erblickte, welche, das Gesicht in die Schürze drückend, bitterlich zu weinen schien.

„Warum weinen Sie?“ frag er, stehen bleibend.

Die Fremde, welche so in ihren Schmerz vertieft schien, daß sie sein Näherkommen gar nicht gehört hatte, sprang bei dieser plötzlichen Frage erschrocken auf, ein Bündel, das neben ihr gelegen hatte, kollerte die Treppenstufen hinab, der Knoten, der es zusammenhielt, löste sich dabei, und Wäsche und Kleidungsstücke, ein Brot und verschiedene Früchte ergossen sich in malerischer Unordnung über den Boden.

„Ach Gott, ach Gott!“ jammerte die Fremde, ihren Sachen nachsehend und dieselben zusammenraffend, so gut das in der Eile gehen wollte. Dabei glitt ihr das verhüllende Tuch vom Kopfe, und ein trotz aller Thränenreinen noch reizendes Mädchen-gesicht, von biden blonden Flechten eingerahmt, wurde darunter sichtbar. Nietschel bückte sich unwillkürlich, um der Fremden behilflich zu sein.

„O ich danke, bitte, lassen Sie nur die Sachen liegen,“ rief diese, so schnell und ängstlich nach den von Nietschel erfaßten Gegenständen greifend, als fürchte sie beraubt zu werden.

„Sie brauchen sich nicht vor mir zu fürchten,“ sagte er lächelnd. „Ich nehme Ihnen Ihre Sachen nicht, und wenn ich Ihnen helfen kann, bin ich gern bereit dazu.“

„Sie blickte ihn mit ihren großen thränenfeuchten Augen an, und als habe ihr diese kurze Prüfung ihres neuen Bekannten Muth gemacht, sagte sie zögernd:

„Ich bin so fremd hier und weiß nicht, was ich anfangen soll, und nun wird es bald Abend, und der Vetter hat gesagt, er könne erst morgen früh wieder nach mir sehen. Wenn ich aber die ganze Nacht hier in dem fremden Hause auf der Treppe bleiben soll, so fürchte ich mich zu Tode!“ Erneueretes Schluchzen unterbrach ihre Worte.

„Wer ist denn Ihr Vetter?“ frag Nietschel theilnehmend.

„Der Händler Anton Wolf aus Grünsdorf ist er, und ich war ihm übergeben. Bis hierher ging auch alles ganz gut, aber nun führt er mich hier in ein fremdes Haus und läßt mich mütterlehenallein! Und daß nun auch noch mein Bündel aufgeht, und die schöne reine Wäsche in den Staub fällt, und die Aepfel, die ich selbst sorgfältig vom Baume gepflückt habe, nun von dem Stoßen und Fallen Flecke bekommen werden, das ist doch zu viel Unglück auf einmal,“ rief die Fremde, welche die Mittheilung ihres Kammers sichtlich zu erleichtern schien. „Was wird nun die Großmutter sagen, wenn ich so bei ihr antomme.“ — „Ah, Sie wollten zu Ihrer Großmutter?“

„Freilich, aber bitte, mein Herr, halten Sie einmal den Bibel des Tuches fest; so, nun wollen wir die Sachen hineinpacken, daß es doch wieder ordentlich aussieht. Ah, da unter der Stufe liegen noch Aepfel, bitte, geben Sie mir die jetzt.“ Das Mädchen schien über dem Ordnen ihrer Sachen ihre Verlassenheit ganz zu vergessen, und Nietschel holte die Aepfel, hielt das Tuch nach ihrer Angabe und dachte dabei, daß es doch hübscher sein müßte, einmal ein Profil wie das dieser Unbekannten nach der Natur zu modelliren, als wenn man immer nur die Antike zum Vorbild habe.

Indes war das Bündel wieder fertig gepackt und zugeschmürt. „Was soll ich nun machen?“ frag das Mädchen, Nietschel anblickend, als sei sie überzeugt, daß er Rath wissen werde.

„Ja, warum hat Ihr Vetter Sie denn nicht gleich zu Ihrer Großmutter gebracht?“ frag er.

„Ach, das ist's ja eben,“ war die Antwort. „Zur Großmutter wollte er mich ja bringen und hier in diesem Hause sollte sie wohnen. Weil es aber vier Treppen hoch zu steigen gab, wollte der Vetter sich nicht so lange aufhalten und brachte

mich nur bis an die Haustür. Im ganzen Hause wohnt nun aber keine Frau Malchen Schulz —

„Frau Malchen Schulz — das ist Ihre Großmutter?“ rief Nietschel erstaunt. „Dann bringe ich Sie sofort hin, dann sind Sie ja Jungfer Dora, die wir schon lange erwarten —“

„Nein, Herr, ich heiße Dörte.“
„Das ist egal, wir haben beschlossen, Sie Dora zu nennen, weil das hübscher klingt, und wir haben uns schon recht auf Sie gefreut.“

„Aber Sie kennen mich doch gar nicht?“

„D, die Großmutter hat uns von Ihnen erzählt, und ich und noch zwei Freunde von mir, wir wollen Ihre Pflegebrüder sein, liebe Dora. Sie wollen uns doch als solche annehmen?“ Er streckte ihr die Hand entgegen. Sie schlug schüchtern ein.

„Wenn Sie mein Pflegebruder sein wollen, so laß ich mir's gern gefallen, Herr,“ sagte sie; „Sie sehen so freundlich und gut aus und haben mir gleich geholfen. Aber die andern

beiden, die muß ich erst sehen, ehe ich sage, ob ich sie haben will.“ Nietschel war entzückt über dieses naive Geständniß.

„Und nun kommen Sie,“ rief er lebhaft, „Frau Malchen wohnt Nr. 23, und dies Haus ist Nr. 32, da haben wir die ganze Verwechslung.“

„23 und 32, ja wahrhaftig, das hat der Welter nicht unterscheiden können,“ lachte Dora, und beide verliehen mit einander plaudernd und lachend wie alte Bekannte das Haus, um sich zu Frau Malchen zu begeben.

Nietschel träumte in dieser Nacht, daß eine weiße Marmorfigur unter seinen Händen plötzlich blonde Haare bekommen und ihn mit blauen Augen angeblickt habe, und am andern Morgen erwachte er mit einem Glücksgefühl wie ein Kind am Weihnachts- tage. Dennoch wußte er sich über den Grund dieses Gefühls keine Rechenschaft zu geben. Er hatte auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, denn sein erster Gedanke beim Erwachen flog sofort zu seinem neuen Schützling. (Schluß folgt.)

Die beiden frühesten Bildnisse Kaiser Wilhelms.

Nachdruck verboten.
Jahrg. d. 11. VI. 70.

Zum 81. Geburtstage des Kaisers.

Nach französischem Vorgang und Muster war im Jahre 1770 gleichzeitig in Leipzig und in Göttingen ein Muse-

verwüftet. Gegenüber solcher Verachtung des Familienlebens ließ nun der große Dichter sein „episches

Jdill vom deutschen Bürgerhause“ in die Welt hinausstingen; in einer sittlich angefressenen Zeit zeigte er Ehe und Familie in ihrer stitlichen Würde, und daneben wies der Künstler auf ein jüngst frisch erblichtes deutsches Haus, das königlich auf hoher Warte thronend doch sichtlich bürgerlich sich bisher entwickelt und die bedrohten Güter in vorbildlicher Weise wieder erobert hatte.

So scheint uns denn dieses merkwürdige Bild einen symbolischen Charakter zu haben: es soll den beginnenden Wiederaufbau des deutschen Hauses an Deutschlands höchster Stätte dar-

almanach erschienen: eine neue literarische Mode, die sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute. Altes und Neues kam in diesen zierlichen Büchlein zum Abdruck: Jahrzehnte lang spiegelt sich darin der Entwicklungsgang unserer Dichtung, ja man könnte sagen, unserer Kulturzustände, ab. Eine Abart der Almanache waren die Taschenbücher, die mit allerhand Zusätzen (zum geselligen Vergnügen — für Frauenzimmer — für Liebe und Freundschaft u. s. w.) oder auch mit poetischen Haupttiteln (Cornelia — Minerva — Vergißmeinnicht — Gedenkreise u.), oft



Die königliche Familie von Preußen im Jahre 1797. Mit dem frühesten Bilde Kaiser Wilhelms. Nach dem Titellkupfer Chodowickis zur ersten Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea“ im Taschenbuche für 1798. Berlin, bei Friedrich Vieweg dem älteren.

- a) Prinz Ludwig, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms II.
- b) Gemahlin Prinz Ludwigs.
- c) Name.
- d) Kronprinzessin, spätere Königin Luise, mit ihrem zweiten Sohne, späterem Kaiser Wilhelm auf dem Arm. Vor ihr lebend ihr ältester Sohn, späterer König Friedrich Wilhelm IV.
- e) Kronprinz Friedrich Wilhelm, später König Friedrich Wilhelm III.
- f) König Friedrich Wilhelm II.
- g) Prinz Heinrich, dritter Sohn Friedrich Wilhelms II.
- h) Prinzessin Auguste, dritte Tochter Friedrich Wilhelms II.
- i) Elisabeth, Wittve Friedrichs des Großen.
- j) Prinz Wilhelm, vierter Sohn Friedrich Wilhelms II.
- k) Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

auch ohne irgend einen Zusatz erschienen. Kaum aber hat je eine dieser Neujahresgaben solches Aufsehen gemacht, wie das „Taschenbuch für das Jahr 1798“, das in Berlin bei Friedrich Vieweg dem älteren erschien — für gewöhnliche Sterbliche in buntem Umschlag, für die elegante Welt in gewirkter Seide oder in Maroquin, letzteres die Arbeit zweier kurz zuvor in Berlin eingewanderter Emigranten.

Außer dem üblichen Kalender enthielt dasselbe nämlich den ersten Abdruck von Goethes „Hermann und Dorothea“ und dazu als Titellkupfer das von uns oben reproducirte Familienbild des preussischen Königshauses, von der Künstlerhand Chodowickis meisterhaft ausgeführt. Es war ein doppeltes prophetisch hoffnungsvolles Wahrzeichen für unseres Vaterlandes Zukunft. In dem deutschen Hause und in unseres Volkes Familienhaftigkeit hatte von jeher unsere Kraft gewurzelt — beides war ins Schwanken gekommen und war namentlich in den hohen und höchsten Ständen fast durchweg zerrüttet und

stehen. Historisch ist es ungenau; denn Prinz Ludwig von Preußen, der gleichzeitig (1793) mit seinem Bruder, dem damaligen Kronprinzen, den Ehebund mit Friederike von Mecklenburg-Strelitz, der jüngeren Schwester seiner Schwägerin Luise schloß, war bereits am 28. Dezember 1796, also drei Monate vor Prinz Wilhelms Geburt gestorben; fünf Tage darauf war Friedrich des Großen greise Wittve Elisabeth Christine erkrankt und hatte am 13. Januar 1797 ebenfalls ihren irdischen Lauf vollendet. Mit vollem Recht gehört dagegen das Haupt des hier versammelten Familientheiles, König Friedrich Wilhelm II noch in diese Gruppe, denn er hat das Geburtstagskind des 22. März 1797, den „prächtigen kleinen Prinzen“, wie die Oberhofmeisterin, Gräfin von Bostl, in ihren Tagebuchblättern ihn jubelnd nennt, noch auf den Armen gewiegt und hat ihn am 3. April als sein erster Pathe zur Taufe gehalten. In dem Jahre freilich, für welches Chodowickis Bild bestimmt war, wandelte er nicht mehr unter

den Lebenden, am 16. November 1797 bereits hatte er das Zeitliche gesegnet. Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, seine zweite Gemahlin, die er nach der Scheidung von der Braunschweigischen Prinzessin im Jahre 1769 geheiratet, die Mutter von sechs Kindern (auf dem Bilde fehlt die 1837 gestorbene Königin der Niederlande Wilhelmine), überlebte ihn um acht volle Jahre. Auch diese zweite Ehe Friedrich Wilhelms II war bekanntlich keine glückliche gewesen, ebenso wenig wie die seines großen Vorgängers, dessen Büste auf dem Spiegeltisch zur Linken steht und dem Beisitzer „unwillkürlich den Fernblick auf den weltgeschichtlichen Hintergrund seines Herrscherhauses eröffnet“.

Um so heller hob sich das Eheglück des jungen Kronprinzlichen Paares von der Vergangenheit ab. Als Braut war der Kronprinzessin bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz einst zugerufen worden:

Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeihn;
Heil dir! Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

Und jetzt konnte die junge Mutter leuchtenden Auges ihrem Schwiegervater zwei künftige Monarchen zeigen: den im „Kügelkleide“ die Vermählung zu ihm ausstreckenden späteren König Friedrich Wilhelm IV und den jüngstgeborenen Wilhelm, unseren geliebten Kaiser.

Es ist dies junge Eheglück des Kronprinzenpaares unzählige Mal in Versen und in Prosa beschrieben und gefeiert worden. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch über diesen heiteren Himmel vorübergehend drohende Wolken gezogen sind. Die treue Freundin des preussischen Hofes, die neununddreißig Jahre als Oberhofmeisterin an demselben verlebte, Gräfin Boss, deutet in ihren Erinnerungen aus dem Winter 1794 darauf hin, wenn sie schreibt:

„Der Kronprinz war ein wahrer Freund seiner Gemahlin, und das von Anfang an; er selbst so streng und untadelhaft in jeder seiner Handlungen, von einer ernsten religiösen Denkungsweise, war ihrer jungen Seele eine feste Stütze, während er ihr nie anders, als mit der innigsten Verehrung und Liebe begegnete. — Dem Kronprinzen allein gebührt das Verdienst, sie in dem Augenblicke der Gefahr, wo fremde Einflüsse sich zwischen ihn und sie einzudrängen drohten, durch seine Treue, seine Wahrhaftigkeit und seine Festigkeit vor denselben bewahrt zu haben.“

„Den 1. April,“ fährt die Gräfin fort, „gingen die Herrschaften für einige Monate nach Potsdam, und das machte den Bestrebungen verderblicher Menschen mit einem Mal ein Ende. Die Prinzessin folgte mit liebender Zuversicht ganz der Lei-

tung ihres Gemahls; er führte sie in sich selbst zurück, und ihre im wahren Sinne des Wortes erhabene Seele fand sich wieder in dem ungetrübten Einklang mit sich selbst und ihrem eignen reinen Willen und Streben. Jedes störende Element war verschwunden, und nun begann für sie an der Hand des besten Gatten ein zufriedenes glückliches Leben der Häuslichkeit und Liebe, wie man es sich nicht schöner denken kann.“

Die Besteigung des Königsthrones konnte an diesem Glücke ebenso wenig ändern, wie an ihrem genügsamen und einfachen Wesen. Darum zogen die hohen Eheleute auch das prunklose Palais, in dem sie die ersten schönen Jahre ihres Ehelebens zugebracht hatten, dem prachtvollen Königsschloß vor. Im Hinblick darauf erschien kurz nach ihrer Thronbesteigung ein von Henne in Kupfer gestochenes Bild der königlichen Familie, das zweite der von uns wiedergegebenen. Darunter stand:

„Friedrich Wilhelm und Luise, sie wohnen alle beide ja so gern noch jetzt wie vormals unter Eines Hauses Obdach.“

Auf dem steifen Sopha, wie es die damalige Zeit liebte, sitzt der junge König an der Seite seiner Gemahlin, beide in den Anblick ihrer Kinder freudig verloren: der Kronprinz steht ganz led und stolz neben dem Vater, die Hand an den hölzernen Degen gelegt, während die Mutter den Prinzen Wilhelm auf dem Arme hält. —

Einfach in leichten Mouffelin gekleidet, wie auf unserm Bilde, so ohne jeden Schmuck, erschien die Königin — mit seltenen Ausnahmen bei besonders feierlichen Gelegenheiten — wo immer sie sich zeigte, und brachte dadurch eine völlige Reform in den Moden der Berliner Damenvelt hervor. Ja, man darf überhaupt wohl sagen, daß ein stilllich veredelnder Einfluß von ihr und ihrem Geiste auf die Berliner Gesellschaft ausging, der zu der Erhebung des Jahres 1813 nicht unwesentlich beigetragen hat, und gewiß verdiente sie den Lorbeerzweig, den der trauernde Gemahl auf ihren Sarg im Grabgewölbe zu Charlottenburg niederlegte, als er aus der Völkerschlacht zu Leipzig siegreich zurückkehrte. Bis in unsere Tage aber hat der Segen dieser hohen Frau fortgewirkt: die Einheit Deutschlands, die Friedrich Wilhelm IV ein „Erbeil seiner Mutter“ nannte, ist durch ihren Zweitgeborenen verwirklicht worden, und in voller Frische geht derselbe seinem einundachtzigsten Geburtstag entgegen und feiert ihn — so Gott will — wenn diese Blätter in die Hände unserer Leser kommen, inmitten des mächtig angewachsenen Familienkreises, und nicht nur sein eigenes Preußenvolk, nein, das ganze Deutschland feiert den seltenen Ehrentag mit ihm. Gott lasse ihn und uns denselben noch oft erleben!

R. K.



Friedrich Wilhelm III und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen.
Links Prinz Wilhelm, später Kaiser Wilhelm, rechts der spätere König Friedrich Wilhelm IV.
Nach einer Darstellung aus dem Jahre 1798.

Der Eid vor Gericht.

Von G. Engelke.

Unter den Formlichkeiten und Feierlichkeiten bei gerichtlichen Akten interessiert in einem weit höheren Grade als die durch das preussische Abgeordnetenhaus befürwortete Einführung

einer allgemeinen richterlichen Amtstracht diejenige äußere Form, welche, durch die Heiligkeit der Handlung bedingt, bei der Ableistung gerichtlicher Eide zu beobachten ist.

Nachdruck verboten.
(S. 11. IV. 70.)

Durch das ganze Reich gehen die Klagen über die Lautheit, Leichtfertigkeit, Dreistigkeit, ja Frechheit, mit welcher heutzutage in den unteren Schichten der Bevölkerung gerichtliche Eide, seien es nun Zeigeneide oder Prozesseide, geschworen werden. Wer auf der Höhe gerichtlicher Praxis steht, kann darüber, daß diese Klagen, ehrenwerthe Ausnahmen selbstverständlich abgerechnet, vollkommen berechtigt sind, nicht im Zweifel sein. Man frage vielbeschäftigte Anwälte, und man wird erfahren, daß in Civilprozeßen, in welchen es schließlich auf den Eid ankommt, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser oder jener Thatsache endgiltig zu erweisen, jede Partei darauf hindrängt und ihren Anwalt bestürmt, nur ja dafür zu sorgen, daß sie — die Partei — zum Eide verurtheilt wird; man wird erfahren, daß die Partei sich meist mit einer gewissen uneligen *reservatio mentalis* tröstet, daß sie sich sagt: „Mein Anspruch ist ja unzweifelhaft begründet, ich habe ja Recht, ich kann doch mein Recht mir nicht nehmen lassen, also kann ich auch jeden Eid leisten, mag er lauten wie er will!“ Man sehe sich dann die Eidesleistungen selbst an, und man wird in vielen Fällen gewahren, daß Eide geleistet werden trotz aller Ermahnung und Verwarnung, so daß dem Richter die Haare zu Berge stehen, ohne daß er etwas anderes zu thun vermag, als höchstens die Akten an die Staatsanwaltschaft abzugeben zur Prüfung, ob gegen den Eidesleister einzuschreiten sei. Man frage dann die Staatsanwälte, und sie werden uns sagen, daß es nur in den seltensten recht größtlichen Fällen gelingt, eine Verurteilung herbeizuführen, daß in den meisten Fällen aber die Nachforschungen vergebens sind, meist aus dem Grunde, weil auch der Gegenbeweis auf eidlichen Aussagen beruht und der Staatsanwalt nicht weiß, ob er diesem trauen darf oder nicht. Man gebe endlich in die öffentlichen Gerichtssäle und höre den Untersuchungsverhandlungen zu. Man wird in einer und derselben Sache Eide mit dreifacher Stimme schwören sehen, die sich so diametral gegenüber stehen und sich so widersprechen, daß sie vollkommen unvereinbar sind und die Ueberzeugung sich aufdrängt: Einer von beiden hat wesentlich falsch geschworen! Wer aber? Das weiß Gott allein!

Es ist gar keine Seltenheit, daß bei dieser Gelegenheit von der einen oder der anderen Seite es zur Sprache kommt, wie ein zu vernehmender Zeuge sich außergerichtlich in Privatreden über die Heiligkeit des Eides ausgelassen hat. Da kommen denn Aeußerungen zu Tage wie: „Der Eid ist mir gar nichts, der Eid ist mir kein Butterbrot werth!“ Aeußerungen, welche die sittliche Verunkenheit und Verderbtheit, gleichzeitig aber auch die Gemeingefährlichkeit eines solchen erbärmlichen Subjektes erweisen.

Wunderbar ist dies nun freilich nicht. Wenn es vor ganz kurzer Zeit geschehen konnte, daß in einer Arbeiterversammlung Berlins die warnende Erinnerung an die französische Revolution, welche die Abiegung Gottes dekretirte, mit tausendfältigem Bravour und die weitere Erinnerung, daß Robespierre bald darauf das höchste Wesen wieder einzusetzen befohlen, mit tausendfältigem Bischen aufgenommen wurde, so ist es leicht erklärbar, daß der Eid, der ganz allein auf dem Glauben an den persönlichen Gott basiert und eine nichtsagende Formel wird, sobald der Gottesglaube zu Boden sinkt, einem „Butterbrot“ gleichgeachtet wird. Wie aber, so fragen wir, soll es dann mit der bürgerlichen Rechtsprechung stehen, die des Eides absolut nicht entbehren kann und auf denselben als allerletztes Mittel zur Aufklärung der Wahrheit angewiesen ist?

Allerdings hat die neueste Gesetzgebung des deutschen Reiches einen Damm zur Sicherung der Rechtsprechung errichtet. Wie schon jetzt in Kriminaluntersuchungen Geschworne und Richter an den Eid des Zeugen nicht gebunden sind und über denselben hinweg gehen können, wenn sie diesem Eide nicht trauen, so wird es für die Zukunft auch in Civilprozeßen sich verhalten. Der Richter wird auch hier nach ganz freier Ueberzeugung entscheiden, ob eine thatsächliche Behauptung für wahr und unwahr zu erachten sei (§. 259 der Civilprozeßordnung.) Aber immerhin wird eine große Anzahl von Fällen übrig bleiben, in denen der Richter einen andern Anhaltspunkt als den Eid nicht hat, und er wird sich an denselben ge-

bunden erachten und ihn zur Grundlage des Urteils erheben müssen.

Wo findet man die Mittel, jener Kalamität wirksam entgegenzutreten? Man hat schon allen Ernstes ein Radikalmittel in Vorschlag gebracht: die gänzliche Abschaffung des Eides. So überraschend es klingen mag, so ganz unerwerflich ist der Vorschlag nicht. Denn wenn der Richter nicht mehr an den Eid, der vor ihm geschworen wird, gebunden ist, wenn er denselben bei Seite legen und das gerade Gegenteil der beschworenen Thatsache zum Fundamente des Spruches machen darf, wozu dann noch ein Eid, wozu die Gefahr der Herausbeschwörung einer Gotteslästerung und eines Verbrechens? Warum nicht bloß eine sogenannte informatorische Vernehmung, aus der der Richter sich das Beste heraussuchen mag? Aber — ein Blick auf die Gefahren genügt, um diesen Vorschlag zu verwerfen. Ganz abgesehen davon, daß der Eid in allen nur irgend civilisirten Staaten als Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit in den Fällen, in welchen menschliche Einsicht nicht ausreicht, eingeführt ist und als göttliche Bürgschaft für menschliches Wort betrachtet wird, hierdurch aber eine sittlich religiöse Grundlage der staatlichen Gesellschaft bildet, abgesehen hiervon, würde die Abschaffung des Eides der gerichtlichen Lüge erst recht Thor und Thür öffnen und den Staat des einzigen Zwangsmittels berauben, das er zur Ausforschung der Wahrheit noch besitzt.

Man muß also nach andern Mitteln suchen.

Strenge religiöse Erziehung der Jugend, Heranbildung einer den heutigen destruktiven Ideen abholden Bevölkerung ist gewiß das sicherste Mittel, aber es gehört dies nicht in den Rahmen juristischer Gesetzgebung. Letztere besitzt nur ein Mittel: erhöhte Feierlichkeit bei Abnahme der Eide.

Indem wir diesem Mittel das Wort reden, gehen wir von der Ueberzeugung aus, daß der gute Kern im großen und ganzen im deutschen Volke noch lebt, daß jene uneligen, in den Köpfen der unteren Schichten spüfenden Ideen nur eine schwere Krankheit sind, die keineswegs neu, durch verschiedene Jahrhunderte von Zeit zu Zeit bald in dieser, bald in jener Form aufgetaucht ist, stellenweise verheerend gewirkt hat, bis sie schließlich ebenso verschwindet wie sie gekommen, ermüdet und überfätigt und des Bodens beraubt, auf dem sie wucherte. Wir glauben also, daß das Volk religiösen Feierlichkeiten nicht unzugänglich ist.

Was nun aber diese Feierlichkeiten selbst anlangt, so sei zunächst ein Rückblick gestattet. Man glaube ja nicht, daß unsere Vorfahren nicht auch mit Meiden zu kämpfen gehabt hätten. Die strengen, zum Theil graumamen Strafen, Abhauen der Schwurfinger, Stellung an den Pranger, Stüpfung und dergl. liefern uns den Beweis dafür. Aber unsere Vorfahren waren auch besorgt, durch gesetzliche und instruktive Bestimmungen eine möglichste Feierlichkeit bei Abnahme der Eide einzuführen, lediglich zu dem Zwecke, um denjenigen, der im Begriffe steht, wesentlich oder fahrlässig falsch zu schwören, noch in letzter Minute vom Verderben zu retten. So enthält die alte preussische Gerichtsordnung von 1793 die Anordnung, daß die Eide nicht, wie öfters mißbrauchsweise geschehen, unter dem Lärmen und Geräusche der Parteien, sondern in einem besonderen Zimmer unter Beobachtung von Stille und Ehrfurcht und unter Entfernung aller Zuschauer abgenommen werden sollten. Der Eidesleistung selbst sollte eine längere ansdrücklich vorgeschriebene Vorhaltung vorangehen, die dem Schwörenden entweder zum Durchlesen zu geben oder ihm vorzulesen war. Hieron durfte nur bei höher Gebildeten Abstand genommen werden. Für Bekenner nichtchristlicher Religionen waren noch ganz besondere Feierlichkeiten — wir erinnern z. B. an die Gebetsform der Juden, das Waschen der Hände etc. — vorgeschrieben. Ein uralter Gerichtsbrauch trat hinzu. Der Eid wurde vor einem schwarzen Tische, auf welchem ein von zwei brennenden Lichtern umgebenes Kreuzifix stand, abgelegt. In manchen Ländern legte der Schwörende, indem er die rechte Hand hoch zum Himmel streckte, die linke auf das Kreuzifix oder küßte am Schluß das Kreuz des Erlösers. Wieder in andern deutschen Ländern wurde knieend geschworen.

Was ist aus all diesen Gebräuchen geworden? Sie sind bis auf wenige Ueberbleibsel total verschwunden. Zunächst hat das Gesetz selbst eine Breche in dieselben gelegt. Die eingeführte Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens bedingt eine öffentliche Vernehmung und Vernehmung der Zeugen. In ganzen Trupps ruft man sie in Schwurgerichtssachen angesichts unzähliger Zuschauer am Schluß der Beweisaufnahme an den Gerichtstisch heran, die Eidesformel wird ihnen vorgesprochen, die Zeugen sprechen sie zujammen nach, ein unverständliches Summen durchläuft den Saal, niemand, selbst nicht der Richter, kann kontrollieren, ob jeder Zeuge auch wirklich jedes Wort nachspricht. Die Gesetzgebung hat wieder die erwählten Höflichkeiten bei den Eiden der Juden abgeschafft, sie schwören jetzt denselben Eid wie die Christen, nur daß die Schlussformel anders lautet. Und wo sind die Gerichtsgebäude geblieben? In den meisten Gerichten existirt gar kein Schwurzimmer mehr, und wo es dem Namen nach vorhanden, wird es zu ganz andern Zwecken benutzt, der schwarze Tisch und die brennenden Lichter sind verschwunden, kaum daß noch hier und da auf dem großen Richtertische ein Crucifix aus alter Zeit stehen geblieben ist. Die Ausnahme, daß bei höher Gebildeten vor der längeren Ermahnung Abstand genommen werden könne, ist zur Regel geworden, eine kurze trockene Vorhaltung, die Wahrheit bei Vermeidung irdischer und himmlischer Strafen zu sagen, geht der Eidesleistung vorher, und die ganze Ceremonie besteht nur noch darin, daß der Richter und die Zuhörer sich von den Klagen erheben und der Schwörende die rechte Hand in die Höhe hält. Daß diese wenigen Feierlichkeiten eigentlich gar keine Feierlichkeiten sind, und daß sie namentlich durchaus ungeeignet erscheinen, um durch die Macht äußeren Eindrucks einen bösen Voratz zu brechen, liegt auf der Hand. Man könnte sie auch noch weglassen, ohne größern Schaden anzurichten.

Worin soll nun aber die erhöhte Feierlichkeit bei Abnahme der Eide bestehen? Wir verlangen vor allem zweierlei, und zwar erstens den Ausschluß der Öffentlichkeit bei der Eidesleistung. Die alte preussische Gerichtsordnung traf den Regel

auf den Kopf, indem sie im Anhangsparagraph 93 bestimmte, daß der Eid nur in Gegenwart der Parteien und unter Entfernung aller Zuschauer geleistet werden solle, damit derjenige, von welchem der Eid zu leisten sei, nicht etwa durch Furcht über Nachrede abgehalten werde, der Stimme des Gewissens zu folgen und eine Eidesleistung abzulehnen, wozu er sich vielleicht anfänglich auf leichtsinnige Art bereit erklärt hätte.

Dies ist das allein richtige, die Scharfung des Gewissens unmittelbar vor dem Akte. Daß man dieselbe im stillen abgeschlossenen Schwurzimmer viel leichter erreicht als in einem großen Saale, dessen Zuschauerraum mit Neugierigen, mit Fremden, mit Bekannten, Freunden oder Feinden des zu Verurtheilenden gefüllt ist, die einen Rücktritt vom Eide mit den verschiedensten Gefühlen, namentlich aber mit Hohn und Spott aufnehmen würden, das bedarf keines weiteren Beweises. Zweitens aber verlangen wir eine der Heiligkeit der Handlung entsprechende Ausstattung der Schwurzimmer. Dasselbe sei frei von allen nicht dahin gehörigen Dingen, einfach und würdig. Selbst am Tage nur durch Kerzenlicht erhellt, darf der schwarz-behangene Tisch und das Crucifix nicht fehlen, auf das der Schwörende die linke Hand zu legen hat. Eine kurze, aber schlagende, zum Gefühl und zum Herzen sprechende Ermahnung ist gewiß stets an ihrer Stelle. Endlich müssen auch die Gerichtspersonen, die den Eid abzunehmen berufen sind, durch ihre äußere Erscheinung erkennen lassen, daß sie sich der Ausübung der heiligsten ihrer Pflichten erinnern.

Und der Erfolg! Es kann davon nicht die Rede sein, daß man durch derartige Ceremonien den Meineid an der Wurzel verlitigt, denn es gibt verstockte Gemüther genug, die äußeren Eindrücken absolut unzugänglich sind, aber wenn auch nur hier und da, wie ja so oft im menschlichen Leben, die Erinnerung an die in der fernern Kindheit gehörten Lehren eine lang verstumte Saite des Herzens wieder ertönen läßt, wenn nur hier und da ein Mensch in lechter Stunde den späteren Qualen des Gewissens entrisen wird, ist dann nicht schon ein segensreicher Erfolg zu verzeichnen?

Am Familientische.

Ein Zug aus dem Leben der deutschen Kronprinzessin.

Von H. v. W.

Der geehrte Leser erinnert sich gewiß der Widmung, die Gustav Freytag vor seinen „Abnen“ in dem berechtigten Vollgefühl, daß er etwas Großes, ja ein Nationalwerk geschaffen, an seine geringere Person als die Kronprinzessin des deutschen Reichs richtete. Aber es führte ihn neben diesem großen noch ein kleiner aber hinlänglich Grund die Hand. Er schließt sein Widmungswort: „Daß die Erzählung eine Landidylle schildert, in welcher Ein Kaiserlichen Hoheit die Menschen Berge und Wälder lieb sind, war dem Verfasser während der ganzen Arbeit eine geheime Freude.“ Es ist vor allem das Thal der Th. des Idisbaches, über dessen Rand die Festung Koburg, weit in fränkisches und thüringisches Land schauend, mit ihren Nebenbergen aufsteigt; — ein Landschaftsbild, so malerisch schon wie wenige in deutschen Landen. Noch heute theilt der Wanderer, wenn er von Norden kommt, die Freude der unter Jugo einwandernden Thüringer, als sie „jenseits des Kiefernwaldes von der Höhe in ein weites Thal schauten, das mit ansehnlichen Dügeln und dichtem Laubwald eingefast war;“ die Wiesen durchzogen vom „gewundenen Lauf des Idisbaches“. Noch vor zwölf Jahren war diese Festung Koburg der geographische Mittelpunkt des Vaterlandes, und es hat vor dreihundert Jahren einen Moment gegeben, wo dieser herrliche Punkt auch eine Art geschichtliches Centrum war. Von hier aus hat Luther den Verkauf des Augsburger Reichstags leiten helfen. Noch betreten wir andächtig die Helle, wo er mit immerher Spannung jenen schicksalvollen Tagen folgte. Wir wissen aus vielfachen Bezeugnissen, mit welcher Liebe Prinz Albert an diesem seinem Heimatlande hing, wie dieser sympathische Zug auf seine königliche Gemahlin und auf deren älteste Tochter, die deutsche Kronprinzessin, überging. In der unternen Hofenau hat der Prinz, den sein Geschick aus stillen thüringischen Waldthälern neben den mächtigsten Thron der Welt rief, seine Jugendjahre verbracht. Jetzt steht die schöne Gestalt ihres Lieblings lebt in zahlreichen Erinnerungen in der Pietät der Koburger fort. In ihm hat der Flügel Schlag der Weltgeschichte diese abgelegenen Stätten berührt. Denn bei allem Großen fragt man nach der Wiege, aus der es hervorgewachsen.

Auf einer vorjährigen Sommerwanderung führte mich mein Weg an Koburg vorüber. Aber ich hätte meinen G. Freytag nicht so

gründlich gelesen haben müssen, hätte ich es wirklich über das Herz gebracht, an all dem Schönen vorüberzufahren. Die Sonne schien zu hell, und alles glänzte und lockte: der grüne Jgggrund, die villenbedeckten Höhen. Noch am Abend bestieg ich den Festungsberg selbst, andern Morgens wollte ich von dem vorliegenden Scharisberg mit dem „Aussichtsthor“, einem freien Zuginsland, in die Weite schauen. Ich war so müde, den Fahrweg zu verschmähen, und hing den heißen, der sich gerade bot, mühsam und leidend hinan. Oben liegt ein kleines Wirthshaus. Die rundliche Wirthsfrau trat mir freundlich freudig entgegen, und von ihr mit frischem Trank gelobt, (wer kennt nicht Koburgs Stärke im Gerstensaft?) hatte ich bald die überwindenen Mühen vergessen.

„Ja,“ sagte sie, „warum wählen Sie auch den allerheißten Weg? Wissen Sie, wenn Sie es da nachgemacht haben? Niemandem anders als der deutschen Kronprinzessin.“

Wie das? Bitte, erzählen Sie.“

Es war offenbar die Haupt- und Kerngeschichte der guten lieben Frau, und sie ließ sich nicht nöthigen.

„Ja, sehen Sie, es war vor zwei Jahren an einem eben so heißen Sommermorgen wie heute, zwischen neun und zehn Uhr, da kommt eine stattliche Dame in einem einfachen gelblichen Sommerkleid und einem kleinen braunen Hüthen heiß und müde heraufgestiegen. Ich führe sie ins Wohnzimmer, und sie erzählt, sie hätte den rechten Fahrweg verfehlt und wäre von einem Hirtshügel angehalten worden, drei Mark Strafe zu bezahlen. Durch Gestrüpp arbeitet sie sich weiter vorwärts, und als ein verschlossenes Gitter den Weg versperrt, klettert sie ohne Umstände darüber weg. Ich wunderte mich über dieses Wagniß, und sagte das auch der Dame, aber sie erwiderte freischweg: „mir ist nichts unmöglich.“

Darauf läßt sie sich ein tüchtiges Butterbrot mit Schinken und ein Glas Warmbier trefflich schmecken und auf die hingelagte Mark — denn die Recke kostete nur 50 Pfennige — nimmt sie den Rest ohne Weigern zurück. Bald hatte sich auch mein Mann im Zimmer eingefunden, und während ich meinen Geschäften nachging, unterhielt er sich so eifrig mit der unbekanntenen Dame, daß ich beim Wiedereintreten ganz erstaunt sagte: „nun, so etwas habe ich noch nicht an Dir erlebt, Alter, sonst gehst Du den Damen immer aus dem Wege und setzt unterhältst Du Dich, daß ich eifersüchtig werden könnte.“ Und nun nehme ich selbst das Wort.

Die Unbekannte läßt sich dann von den Wirthsleuten auf den Aussichtsturm führen und schaut durch das bereit liegende Fernrohr hinaus in die wunderbare sonnenbeschienene Gotteswelt, ostwärts nach Kloster Banz und dem Wallfahrtsort Bierzychüheligen, nach den Thüringer Waldbergen im Norden und gen Abend nach dem fernen Rhön und der „fränkischen Leuchte“ bei Heldrungen. Und im Vordergrund der malerische Kallenberg und Kneißel Müderschen Andentens mit einer Dichterberge und einem Dichtergrab! Alles wollte die Fremde wissen. Die Wirthin wurde zutraulicher und erzählte, gefahren sei die Königin von England (damals zum Besuch am Koburger Hof) hier oben gewesen. Aber sie sei so stolz und hätte sie keines Blicks gewürdigt, obwohl sie doch dem königlichen Gast zu Ehren eigens eine reine weiße Schürze umgebunden habe.

„Ja,“ sagte sie mit einem Seitenblick hinzu, „wenn Sie ein schwarzes Kleid anhätten, so würde ich sagen, Sie sind die Königin von England, so ähnlich sind Sie ihr.“

„Nun,“ war die als Scherz genommene Antwort, „da könnte wohl etwas dran sein.“

Die Dame konnte sich von der schönen Stelle schwer losreißen, wohl anderthalb Stunden blieb sie oben; auch ihren Mann versprach sie einmal zu hinaufzuführen. Dann erzählte sie den schlichten Leuten von ihren Reisen, von Fabriken, neuen Erfindungen, wie man das Papier fest mache &c., und so kam sie auch auf Berlin, sprach von den dortigen Herrlichkeiten, und vor allem von unserm alten ehrwürdigen Kaiser. Als die Leute fragten, „haben Sie denn den Kaiser schon gesehen?“ erwiderte sie lächelnd, „o ja, das könnte wohl sein.“

Der Wirth meinte: „Ja, den Kaiser haben wir alle lieb, aber jetzt sind die Koburger etwas ärgerlich auf ihn. Als er vor ein paar Tagen zum Besuch der Königin hier war, hat die Stadt alles gefehen, aber der hohe Herr hat sich die Illumination kaum angesehen.“ Doch freilich,“ setzte er verständig hinzu, „er hat dergleichen wohl schon oft gesehen und war müde. Was werden doch den hohen Herrschaften all für Ehren erwiesen! Wie sie Gewehr präsentiren &c.“

„Nun,“ bemerkte die fremde Dame, „vor mir ist auch schon das Gewehr präsentirt worden.“

Aber die guten Leute, mit Blindheit geschlagen, sahen darin kein Fallentausen des Schleichers, sondern nur heitern Schwindel, der sich in der goldenen Morgenröthe ganz gut ausnahm. Die Fremde schüttelte dem Wirthsleute die Hand, ließ dann, leichter als aufwärts, den Berg wieder hinab, und der gute barmherzige Wirth gelang seiner Frau, noch nie habe eine Dame so herablassend mit seiner Dienlichkeit gesprochen.

Alle Großen der Erde wandeln mitunter die Luft an, wie Harun-al-Raschid angelant durch die niedere Erdennwelt zu schweifen, menschlich einfach, lebend und doch ungeliebt. So war es auch der Kronprinzessin ergangen. Sie hatte, um den vielgepriesenen Aussichtsturm zu sehen und wirklich zu genießen, Equipage und Diener um 11 Uhr des Morgens in den Schloßhof befohlen. Aber diese gewöhnliche Art, mit der Natur zu verkehren, war ihr inzwischen leid geworden. Sie eilte in früher Stunde in bürgerlicher Verkleidung durch eine Seitenthür des Schloßes davon, um mit dem Reiz des Unbedenkens sich selbst den Weg zu suchen. Als die bestellte Equipage vorfuhr, war das Nest ausgeflogen. Kutscher und Bedienter aber, schon vertraut mit den romantischen Anwandlungen ihrer Herrin, fuhren auf dem gewöhnlichen Fahrweg ihr nach. Oben fand sich die hohe Frau nicht mehr vor, wohl aber hörten die erkannten und erschrockenen Wirthsleute, mit wem sie ein so trauliches Stündlein geplaudert hatten. Und die, sonstigen Mittheilungen“ über Kaiser und Königin, Mutter und Schwiegermutter! — Erst auf der Rückfahrt stieß der Wagen auf den Hüchling, der von dem feilen Bergpfade herabkam. Inlognito, Romantik, Freiheit hatten ein Ende, und sie war wieder die — Kronprinzessin des deutschen Reiches.

Im Schloße war sie vermisst worden; an der Hofstapel ausgefragt über ihre Verfähren, beichtete sie mit bestem Humor dem Herzog von Koburg die Abenteuer dieses Morgens. Die Sage geht, der besorgte Dheim habe ein etwas gekränktes Gesicht gemacht, weil der allzufrühge Versuch noch auf andere Schwierigkeiten als einen übersichtlichen Schutzgeist der Feldmark habe stoßen können. Aber die Kronprinzessin hatte sich noch ein Notabene vom Aussichtsturm mitgenommen. Als bald darauf abermals die guten Koburger ihre Stadt illuminierten, — und sie mag prächtig gestrahlt haben die anmuthige Stadt mit ihren Willen, die die Höhen hinaufleitern — fuhr die Gefeierte durch alle Gassen und Gäßchen, um wieder gut zu machen, was der vielgeplagte Kaiser nach dem unangenehmen Urtheile der Wirthsleute auf dem Edartsberge verkannt hatte.

Die kleine Scene dort oben ist aber der beste Schatz der guten Leute geblieben, und wenn Regenwetter und Langeweile da oben eintreten, so legen sie gewiß dem verschlagenen Wanderer dies Beste vor, was sie außer Bier, Kaffee und „Butterrosen“ zu bieten vermögen.

Und die Heldin der Geschichte?
Ja, sie mag, sollte ihr dies vielleicht längst vergessene kleine Er-

lebniß hier wieder vor Augen kommen, denken und sich sagen: Ein Fürstenleben ist doch ein Leben im Glashaus; da gibt es kein Inlognito! Aber — das setzen wir hinzu — es ist schön, wenn das enthäufte Inlognito auch die echten Tage lebenswürdiger Menschlichkeit, den Menschen im Fürsten entfällt.

Ich aber, nachdem ich Leibliches und Geistiges und Natürliches sattfam genossen, dachte: Der feile Weg, auf dem Deine vereinfachte Kaiserin geklettert, ist auch für Dich gut genug und diese vergab. Doch auf mich wartete leider keine Hofeinlage. Bald ging es auf Dampfesflügel der alten guten Reichsthat Nürnberg zu, wo in der Abendsonne die alte Kaiserburg auch zollerische und kaiserliche Erinnerungen weckte.

Leo XIII in St. Peter.
(Zu dem Bilde auf S. 307.)

Die Wahl des neuen Papstes erfolgte am Mittwoch, den 20. Februar; kurz nachdem sie stattgefunden hatte, schritt der Kardinal Cate-rini unter Vorantragung des päpstlichen Kreuzes an das Fenster des Mittelbalkons der Peterskirche, welches nach dem Plage herausragt und las dort die folgende vorgeschriebene Formel: *Annuncio vobis gaudium magnum: Papam habemus, eminentissimum ac reverendissimum Dominum Joachimum Pecci, qui sibi imposuit nomen Leonem XIII.* Unterdeffen wurde der neue Papst vom Kardinal Marinelli mit dem päpstlichen Ernate versehen, worauf er sich, dem Altar in der stinischen Kapelle gegenüber, auf seinen Thron setzte, wo nun die Kardinale der Reihe nach vortretend ihm ihre Huldigung durch Kniefuß darbrachten.

Nachdem diese Ceremonie vorüber, öffnete sich die Thür der Kapelle, und Leo XIII schritt, gefolgt von dem Kardinalcollegium durch die Sala Inciale und ging die Stufen hinan, die zur Peterskirche führen. Unterdeffen hatte sich die Nachricht von der erfolgten Papstwahl wie ein Lauffeuer durch Rom verbreitet, und sowohl das Innere der Peterskirche wie der Platz vor derselben war mit einer dichtgedrängten Menschenmasse erfüllt, die auf den Segensspruch des neuen Papstes harrie und nur ungewiß war, ob derselbe nach dem Innern der Kirche zu, oder nach dem Plage vor derselben erteilt werden würde. Der Papst entschied sich für den ersteren Platz. Diener erschienen, welche einen rothen Teppich über die Balkenstraße des inneren Balkons hingen; alsdann erchien, unter Vortragung des Kreuzes Leo XIII, empfangen von einem nicht enden wollenden Jubelrausch. Nur mit Mühe erreichten es die neben ihm stehenden Kardinale durch Winken mit den Händen, daß der Enthusiasmus sich legte, und als nun Stille eingetreten war, erhob sich der Papst, sprach mit lauter weithin vernehmbarer Stimme den Segen und machte dreimal das Zeichen des Kreuzes über die verammelte Menge. Als er sich zurückzog, brach der Beifallssturm wieder aus, und lange noch weheten, ihm zum Gruße, die Taubentücher der Frauen.

*) Ich verkündige Euch große Freude: Wir haben einen Papst, den erhabensten und hochgeehrtesten Herrn Joachim Pecci, der sich den Namen Leo XIII gegeben hat.

Griefkasten.

A. S. in D. Die Ader eines Quantes für Arbeiterinhalten entwand in folgender Weise: Nachdem die arthlich-socialen Arbeiter sich zum ersten Mal mit den social-demokratischen in offener Versammlung gemessen hatten, überlebete ein unbekannter Weber am andern Morgen deren Herbeibringer Stöcker 50 Mark als Anhang zu einem Quante für Arbeiterinhalten. Seitdem wird bereits mehr als 30000 Mark für diese Quante, zu dessen Veranlassung freilich etwa 100,000 Mark nötig waren, eingeliefert. Sie finden die Ader freilich — wohlan, leben aus die Ihr Scherlein dem genannten Herren nach Berlin.

Da. Den Zeitpunkt können wir Ihnen selber noch nicht angeben. — N. in W. Schicken Sie uns das Manuskript mit beigefügtem Porto für die event. Rücksendung. — B. in Bayern. Es kann uns ja nur lieb sein, wenn Sie uns von Zeit zu Zeit Ihr Urtheil mittheilen. Sie dürfen nur keine Antwort erwarten. Kebrigens helfen Dank für die eben so mannthaltige wie berechtigte Vertheidigung in Sachen W. S. — R. P. — I in Württemberg. Der Erfüllung ihres Wunsches sehen wir sehr unüberwindliche technische Schwierigkeiten im Wege. — A. S. — I in Leipzig (?). Wir würden durch Aufnahme Ihres Artikels großes Unheil ausrufen. Wäre uns dieser Zeile irgend welche Aussicht auf Erfolg, so geschähe alles nötige auch ohne solche Ausfahrungen, die Ihren Freunden sehr schaden könnten. Wollen Sie das doch ja. — Z. Kr. N. in A. S. W. in Br., Kr. L., E. A. in G. Für uns nicht geeignet. — N. Z. in W. Wir haben in dieser Beziehung viel Unglück gehabt. Auch gut geladene Wessner verlagen mitunter. — C. W. Werner in W. Wir beantworten nur Fragen literarischer Art. — S. J. G. in W. Es scheint uns doch ein Verirren in der Beobachtung vorzuliegen. — Anonymus in Stockholm. Wagt uns zu fern.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Pädagogische Briefe. Von D. W. Herbst. I. Offene oder geschlossene Bildungsanstalten? — Die Schützlinge. (Fortsetzung.) Von W. von Reichenbach. — Die beiden frühesten Wiltnisse Kaiser Wilhelm's. Zum 81. Geburtstag des Kaisers. — Der Eid vor Gericht. Von D. Engelke. — Am Familientische: Ein Zug aus dem Leben der Kronprinzessin. Von H. v. W. — Leo XIII in St. Peter. Mit Zeichnung nach dem Leben.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Quartal des XIV. Jahrgangs des Daheim. Wir bitten die geehrten Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal rechtzeitig aufzugeben, damit keine Unterbrechung Daheim-Expedition.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaction verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Pfeiffer & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

